



Sich nicht verkriechen Alte im öffentlichen Raum

Informationsbrief
Nr. 77/1-2014
Ausgabe
Juni





Liebe Leserinnen und liebe Leser,

alte Menschen machen es sich gerne zuhause behaglich. Der Kampf ums Dasein ist beendet, jetzt dürfen wir in der warmen Stube unseren Hobbys frönen und unsere Steckenpferde reiten. Dagegen spricht nichts. Vier Fünftel unserer Wachzeit verbringen wir als Alte in der eigenen Behausung, so die Wohnungsstatistiken.

Doch die Kreativität und die Produktivität, die wir bis zum Ende unseres Lebens haben, ruft nach dem öffentlichen Raum. Andreas Kruse spricht davon in seinen Vorträgen und Büchern, von denen auch dieser Informationsbrief wieder berichtet. Die Mitglieder des Evangelischen Seniorenwerks gehen viel nach draußen.

In diesen Wochen blickt das ESW-Pfalz auf das Zwanzigjährige seines „Diakonischen Jahres mit 60“ zurück, das nun neu belebt wird. Das ESW-Bayern ruft zu einem „Tisch der Generationengerechtigkeit“ und Netzwerktag auf. So hätte die Diakonie, die in diesen Tagen auf das 60jährige Bestehen des Diakonischen Jahres mit seiner Gründung 1954 in Neuendettelsau zurück blickt, auch auf dieses „Diakonische Jahr mit 60“ verweisen können und nicht nur auf das Freiwillige Soziale Jahr zur Berufsfindung und Motivationsabklärung für junge Menschen.

Unsere Gesellschaft braucht zum harmonischen Fortbestehen mehr denn je den Austausch zwischen Alt und Jung. Das Evangelische Seniorenwerk reicht dazu die Hand. Seine Mitglieder gehen dazu vor Ort nach draußen. Denn wo nur zwei oder drei Gutwillige versammelt sind, ist Christus unter uns, versichert

Ihr

Kurt Wikenhafer

Inhalt

- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Essay - Andacht

Kurzgeschichte

- 8 Ein Anfang von etwas

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 10 Alte als wachsende Hilfsquelle
- 16 Neu an der Diakonie-Spitze
- 16 Rückstand beim altersgerechten Wohnen
- 17 Höhere Stromkosten ausgleichen
- 18 Mindestrente gegen Altersarmut
- 19 Um die Renten von morgen
- 19 Vorfahrt für eigenes Heim
- 20 Schub für die Altenpflege
- 20 Weiterleben im Netz

Aktuelle Seniorenthemen

- 21 Aus dem Grübeln ausbrechen
- 30 Zu mir selbst finden
- 31 Lebenswerk wirkt über uns hinaus
- 35 Der lustige Gott-Finder
- 37 Ausländische Pflegedienste überprüft
- 38 Hilfe in der neuen Heimat

Aus den Evangelischen Seniorenwerk

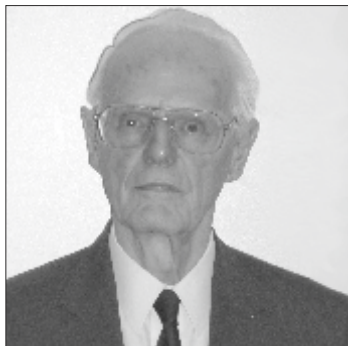
- 39 Noch viel auf dem Herzen haben
- 40 Herz zwischen Vater und Sohn
- 42 Langer Pfälzer Atem
- 43 Trost und Tatkraft
- 44 Begleitung in die Zukunft
- 44 Brotzeit-Gruppe in Aktion
- 46 Auf den Spuren Luthers

Hinweise und Mitteilungen

- 47 Impressum



Essay von
Pfarrer i. R.
Dr. Friedrich Thiele
Kassel



Strahlen über Grenzen der Vernunft „Es werde Licht“

Das Licht hat eine lange Tradition in Religion und Philosophie. Licht wird mit Leben positiv assoziiert, während die Dunkelheit nicht bewertet wird. Das Dunkel und die Nacht werden allenfalls in Dichtung und Musik positiv empfunden: „Verklärte Nacht“ und „O sink hernieder, Nacht der Liebe!“ sind Beispiele. Dr. Friedrich Thiele zeichnet in seinem Essay „Es werde Licht“ die Kraft des Lichtes nach. Da immerzu Hell und Dunkel wechseln, sind seine Herleitungen stets angebracht. Gott will mit seiner Schöpfung Leben und Licht schaffen, was in den Psalmen immer wieder besungen wird. So hat Thieles Abhandlung über das Licht auch einen Bezug zur Jahreslosung „Gott nahe zu sein ist mein Glück“, Psalm 73, 28. Denn Christen wandeln im Licht.

Am Beginn unserer Bibel lesen wir in Genesis 1 nach der gewichtigen überschriftlichen Einleitung im Vers 3: „Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht“. Schlichtes Denken hält diese Aussage für eine dramaturgisch sinnvolle, aber überflüssige Einleitung, weil das Kommen- de überhaupt erkannt werden muss. So verstehen es die meisten Kommentare zur Stelle. Sie übergehen dabei auch die neuplatonische Philosophie mit ihrer Mystik. Obendrein müsste auf- fallen, dass erst am vierten Schöpfungstag, in

den Versen 14-18 die uns beleuchtenden „Lichter“ Sonne, Mond und Sterne erwähnt sind. Ist demnach in Vers 3 mit dem Erschaffen eines Urlichtes etwas anderes gemeint? Ist es womöglich eine prophetisch weit reichende Aussage? Das will der folgende Gedankengang untersuchen.

1. Wie und weshalb spricht Gott zu uns?

Das ganze Alte und Neue Testament ist eine große Rede Gottes an uns. Das Verbum „sprechen“ kommt allein im Alten Testament mehr als 5.200 mal vor. Gottes Sprechen bedeutet das Gleiche wie sein verordnendes Schaffen. Wo Gott schweigt, befinden sich Probleme. Gottes Reden steht immer mit einem Geschehen in Verbindung. Dies wird zu Beginn des Johannesevangeliums gerafft angedeutet: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort“ (Joh 1,1). Hier wird der Logos mit seinem besonderen Gehalt erwähnt. Wir stellen zunächst fest: Dem Handeln Gottes geht sein Wort voraus. Sein Reden deutet an, dass er nicht einsam bleiben will; er bezweckt Kontakt mit uns Menschen. Dieser Gedanke durchzieht die ganze Bibel, beginnend gleich an ihrem Anfang. In Gen 1 ,3 lesen wir in der Bibel erstmals „Gott sprach“. Sein Wirken und seine Schöpfung geschehen durch sein Sprechen. Gottes Schöpfungswerk ist ein Auftrag, der gleich zur Tat wird, nämlich Licht verlangt. Dieser Befehl ergeht scheinbar in ein Nichts hinein. Von daher entwickelte man die Formel „creatio ex nihilo“, also Schöpfung aus dem Nichts, ohne vorgegebenem Stoff (siehe Ps 33,9; Rom 4,17). Unser Begreifen stößt hier an seine menschliche Grenze, über die hinaus wir schlüssig nicht denken können. Mit Gottes Auftrag beginnen Zeit und Raum, entstehen die Massen im Weltall und unsere Historie samt der Heilsgeschichte. Hinter dem Geschehen des Licht-Werdens steckt also viel mehr als reine Beleuchtung der Szene. Die Rede vom Licht ist offenbar ein Wortvergleich, eine Metapher für Gottes Schöpfungsplan zum weitgreifenden Leben jeder Art. Diesen Höhepunkt samt einer Auflösung formuliert das Evangelium Johannes 1,1+4+14: „Im Anfang war das Wort...

In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen“. Hier ist von Jesus Christus, dem Logos, die Rede und von Gottes Gnade uns gegenüber, die einzig von seinem Licht herkommt. Gott will nicht Tod sondern Leben; „denn in ihm leben sie alle“ (Lk 20,38). Als der Schöpfer plant er das Leben seiner Geschöpfe. Der vorweg gehende Auftrag Gottes zum Entstehen des Lichtes hat zum Inhalt ein weit gestecktes Ziel: Gott will als Gegenüber Leben, geschöpfliches sowie ewiges Leben haben. Dies bestätigen die folgenden Verse in Joh 1 und im Schöpfungsbericht Gen 1, worin dem Licht zum Leben die Finsternis als Merkmal des Todes gegenüber gestellt wird. Außerdem wird das Licht als „gut“ zensiert, während die Finsternis keine Zensur bekommt. Die Schöpfung des Lebens wird in Gen 1 statt mit einer Wortoffenbarung mit einer Bildoffenbarung vorgestellt.

2. Bedeutung der Rede vom Licht

Hinter der Wortgruppe „Licht/leuchten“ Gottes an uns, das rund 400mal im Alten Testament vorkommt, stehen und fallen wir Menschen. Die Vorstellung von Gott, dem Licht eignet, hat eine lange Tradition in den Religionen wie in den Philosophien. Doch die Bibel zielt auf spezielle Verhältnisse. Allerdings geschehen ihre Offenbarungen vielfach in Form von Bildreden, also im Sinne von Metaphern. Sie begegnen uns in der Bibel als Gleichnis, als Satz und als einzelnes Wort. Dabei geht es nicht nur um Betrachtungen, sondern die Gleichnisse fordern zur tätigen Nachfolge auf.

Nennen wir dazu einige alttestamentlichen Belege für Gottes Reden in Gleichnissen (Hebräisch: Maschal) und Fabeln. Solche Gleichnisreden, die Gott zu verkünden gab, finden sich besonders in den prophetischen Schriften: 2 Sam 12, 1 ff in Nathans Strafrede vor David; Ri 9, 8ff in Abimelechs Bildrede zu seiner Krönung; 2 Kon 14, 9f handelt Joasch von Israel gegenüber dem Judäer Amasja; Jes 28,23ff schildert gleichnishaft Gottes weisen Rat; Jer 18, 1 ff steht das berühmte Gleichnis vom Töpfer; Ez 15,1ff han-

delt in einem Gleichnis vom unbrauchbaren Rebholz, und 17, 1 ff entsprechend im Vergleich eines Zedernholzes und Weinstocks.

Vom Neuen Testament greifen wir als Metaphern heraus Mt 11.16f; dort vergleicht Jesus dieses Geschlecht mit Geschehen auf dem Markt; Mk 4,21 ff folgen mehrere Gleichnisse Jesu über einen Leuchter, die wachsende Saat und das Senfkorn; Lk 13,6ff braucht Jesus Gleichnisse vom Feigenbaum, vom Senfkorn und dem Sauerteig. Ferner sind die vielen Gleichnisreden Jesu zu nennen, die zuweilen nicht einmal die Jünger verstanden (Mt 13, 1 Off). Stets ist Jesus selber der Ursprung des göttlichen Lichtes. Was hindert uns, dass schon Gen 1,3 eine weithin unbemerkte Metapher hinter der Aussage steckt, worin Gottes Allmacht und sein Schöpfungsplan sich offenbaren?

Sieg über das Chaos

Neben der wörtlichen Bedeutung des Lichtes als physikalische Erscheinung von erleuchtender Helligkeit findet es sich in übertragener Bedeutung als Bildrede in einem Wort. Um das Letztere geht es uns beim Untersuchen der Rede Gottes vom Licht in Gen 1,3. Dort bewirkt kraftvoll das Schaffen des Lichtes den Sieg über die vorher erwähnte gegenteilige Finsternis des tödlichen Chaos, des Tohuwabohu.

Wenn Gott spricht, geschieht das in vielen biblischen Fällen durch Gleichnisreden. An uns liegt es, die Sinndeutung des Erklärten zu erfassen. Es genügt nicht, hier einfach die Sprache des Mythos zu behaupten; vielmehr handelt es sich um Gottes Offenbarungen. Trotzdem sei hier ein lehrreich wissenschaftlich-physikalischer Hinweis gegeben, der ein Stück Bibelauslegung sein kann. Heutige forschende Biofotonik (Lehre von den Wirkungen des Lichtes auf das Leben) bemerkte, dass jede lebende Zelle in der Welt Licht enthält, während tote Zellen dunkel sind. Dies ist Wirkung des Schöpfers und damit unseres Erlösers. Erkennen wir mit solchem Forschungsergebnis ein winziges Stück von Gottes weit reichenden Plänen?

In Folge der Feststellungen über das Sprechen Gottes zu uns Menschen in der Bibel dürfte hinsichtlich der ersten Erwähnung des Lichtes ebenfalls eine Bildrede festzustellen sein. Dahinter steckt Gottes gewaltiger Plan, dass er mit der Schöpfung weitgehend Leben will. Licht ist Symbol für Lebendigkeit in Raum, Zeit und Ewigkeit. Nicht zuletzt ist damit ethisch-historisch Gottes „Geselligkeit“ in Bezug zum Menschen gemeint. „Das Licht ist die Möglichkeit des Erfassens und damit der Bewältigung der Welt. Sehen des Lichts ist Leben.... Scheiden vom Licht ist Sterben“ (Conzelmann im Theolog. Wörterbuch zum NT, FX, 1973, S. 305). Es „bezeichnet einen Bezug, nicht ein Sein. Licht bezeichnet das Leben schlechthin, und zwar nicht als Vorhandensein, sondern als Möglichkeit, bezeichnet also das Heil“ (Conzelmann, a.a.O., S.311). Licht und Leben befinden sich vereinigt.

Diese Feststellungen bestätigen viele Stellen in der Bibel. Wir nennen einige, die sich auf die Verbindung zum Leben beziehen können, zunächst aus dem Alten Testament. Ex 10,23: Als Gott in Ägypten tödliche Finsternis sandte, „war aber bei allen Israeliten es Licht in ihren Wohnungen“ und damit die Rettung ins Leben. Hi 33,28ff: „Gott hat mich erlöst, dass ich nicht hinfahre zu den Toten, sondern mein Leben das Licht sieht. Siehe, das alles tut Gott,... dass er sein Leben zurückhole von den Toten und erleuchte ihn mit dem Licht der Lebendigen“. Ps 27,1: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten?“ Ps 36,10: „Bei dir ist die Quelle des Lebens, und in deinem Licht sehen wir das Licht“. Ps 56,14: „Du hast mich vom Tode errettet,... dass ich wandeln kann vor Gott im Licht des Lebens“. Jes 9,1: „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht; und über denen, die da wohnen im finsternen Lande, scheint es hell“. Jes 45,6f: „Ich bin der Herr, und sonst keiner mehr, der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis“. Jes 60, 1f.19f: „Mache dich auf und werde Licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir! Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker;

aber über dir geht auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheint über dir. Deine Sonne wird nicht mehr untergehen; denn der Herr wird dein ewiges Licht sein“.

Ein neuer Schein

Nun nennen wir Belege aus dem Neuen Testament. Sie befinden sich ebenfalls in enger Verbindung von Licht und Leben im christlichen Sinn. Wieder geht es nicht um philosophische oder naturwissenschaftliche Überlegungen, sondern um Erkenntnisse des christlichen Glaubens, wie er in der Bibel dargestellt wird. 1. Joh 1,5 erklärt schlicht: Gott ist Licht. Jesus kam mit dieser Botschaft zu uns Menschen. Damals war das eine „Frontstellung gegen die (liebearmen) Gnostiker“ (F. Hauck zu 1. Joh.). Dies ist zusammen zu sehen mit Versen 5 ff., wo Gott das vergebende Licht ist.

Gott wird hier nur mit dem vergleichenden Substantiv „Licht“ erwähnt, sonst stets adverbial, also Gott ist barmherzig, gnädig, treu usw. Gen 1,3 weist bereits auf Jesus Christus hin, der von sich erklärte, „ich bin das Licht der Welt... Wer mir nachfolgt, wird das Licht des Lebens haben“ (Joh 8,12). Damit werde seine Gottheit erwähnt wie auch sein Heilandswerk. In 1. Joh 4,9 f., wo das Licht Voraussetzung für das lebendige Lieben ist, wird Jesus als Gottes Sohn erwähnt, der in die Welt kam, „damit wir leben können“. Joh 12,36 bestätigt ebenso wie Eph 5,8f und 1 Thess 5,5 die Christen als Kinder des Lichtes“. Martin Luther unterstreicht es mit der Weihnachtsstrophe: „Das ewig Licht geht da herein, gibt der Welt ein' neuen Schein; es leucht' wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht“.

3. Gottes Licht zielt auf wahres Leben

An den erwähnten biblischen Stellen zeigt sich: Gottes Wirken ist ohne Analogie unter den Religionen. Seine Vergleiche sind bedeutsam. Sein Licht tendiert zum Leben. Gottes großer Schöpfungsplan zielt auf das Leben, das sich jenseits von der toten und chaotischen Finsternis ergibt.

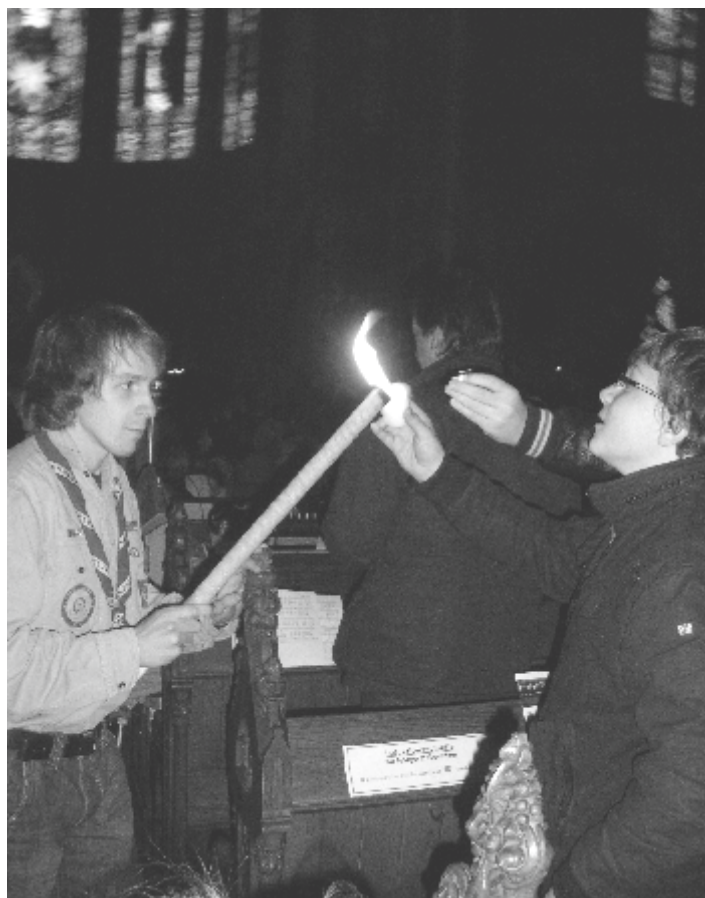
Dies bezeugt noch einmal der Abschluss unserer Bibel in Offb 22,5: „Sie bedürfen keiner Leuchte und nicht des Lichts der Sonne; denn Gott der Herr wird sie erleuchten“. Er will das Lebendigsein aller Geschöpfe haben. Seine Schöpfung geschieht durch sein Wort, wie es einleitend in Gen 1,3 vorkommt. Zu diesem Lebenslicht hat er von Beginn an immer wieder geworben, schließlich durch das Kreuzesopfer seines Sohnes Jesus Christus für uns Menschen.

Mit der Rede vom Licht als Siegesmacht über die Finsternis in der Welt wird Jesu Heilswerk umschrieben. In der Bibel gehören Gottes Licht, ewiges Leben und wahre Liebe eng zusammen. Im Verstehen von Gottes Aussagen wird uns das nahe gebracht. Es äußert sich bis in die letzten Texte der Bibel, wo von Gottes Schöpfung der Endzeit gehandelt wird, nämlich Offb 21,11.23f. Dort lesen wir in Bezugnahme auf Gen 1: Die Stadt Jerusalem kommt „vom Himmel von Gott, die hatte den Lichtglanz Gottes, ihr Licht war gleich dem alleredelsten Stein.... Und die Stadt bedarf keiner Sonne noch des Mondes, dass sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie und ihre Leuchte ist das Lamm“. Eine Konsequenz daraus ist die Bekenntnis-Formulierung über Jesus Christus als „Gott von Gott, Licht vom Licht“. Dies wird ausdrücklich im Bekenntnis des Nicänum vom Jahre 325 erwähnt.

Unser Ergebnis ist: Gleich die erste Erwähnung vom Licht in der Bibel tendiert auf wahres Leben hin, das Ewigkeit hat. Gottes Schöpfungsplan zielt auf das Leben, das sich jenseits vom dunklen, gottlosen, toten und starren Dasein ergibt. Er erwartet Gemeinschaft mit uns Menschen, um ihm den gebührenden Lobpreis zu geben. Er meint damit lebendige Menschen. Dazu warb er immer wieder, besonders im Opfer seines Sohnes Jesus Christus für uns Menschen. Obendrein zielt Gottes Auftrag zum Licht auch auf die Menschenrechte und die zivile Gesellschaft; er verlangt die „Ehrfurcht vor dem Leben“, um eine Formulierung Albert Schweitzers zu benutzen. Die Erklärung im Schöpfungsbericht ist somit

keine Aussage der Naturwissenschaft, sondern ein Glaubensbekenntnis. Das wahre Leben kann nur Gott geben; denn es geht um den verlorenen Kampf des Sündigen als Finsternis gegen das Licht der Leben schaffenden Wahrheit Gottes (siehe 1. Joh 5,16).

Gen 1,3 als Gottes beginnende biblische Rede, die bereits die Form eines Bildwortes hat, meint mit der Erwähnung des werdenden Lichtes sein Fernziel der Schöpfung als ewiges Leben, das ihm zur Ehre und zum Lobpreis dient. Diese Lichtspur durchzieht die ganze Bibel. Wir sind von Gottes Wesen der Liebe berufen zur guten Verbundenheit in entsprechender Liebe zu ihm und zum Nächsten. Gott schafft durch Jesus Christus für uns das Lebenslicht.



Das aus Bethlehem kommende Licht wird weiter getragen – hier mit Zwischenstation Gedächtniskirche Speyer
Foto: Kurt Witterstätter

Ein Anfang von etwas Kurzgeschichte von Wolfgang Prietsch, Berlin- Baumschulenweg

Es lag noch Schnee, als sie ihn zum ersten Mal sah. Sie kam aus dem Fahrstuhl, um beim Empfang im Erdgeschoss einen Brief abzugeben. Da betrat er mit einer jungen Frau die Eingangshalle. Draußen sah sie noch das Taxi, mit dem die beiden gekommen waren. Die junge Frau zog einen großen Koffer hinter sich her, die beiden hielten sich an der Hand. Sie gingen direkt auf den Empfangsbereich zu, das Gespräch mit der dortigen Mitarbeiterin konnte sie nicht verstehen. Ein Neuankömmling, dachte sie.

Als sie vor etwa einem halben Jahr dieses schöne Haus zum zweiten Mal betrat (das erste Mal diente der Vorbesichtigung), war sie selbst der Neuankömmling im gerade erst eröffneten Senioren-Pflegeheim. Sie hatte sich schnell eingelebt, fand gleich Kontakt zu den Pflegerinnen und Therapeuten. Und besser und schöner kann man es sich unter den gegebenen Lebensumständen in den liebevoll eingerichteten Räumen wirklich nicht vorstellen, das war ihre Überzeugung.

Der Neuankömmling war ein älterer Herr, weißhaarig, sehr schlank, er dürfte etwa um die achtzig Jahre alt sein. Sie beobachtete die beiden von der Lese-Ecke links vom Eingang her, die junge Frau war sichtlich besorgt um den älteren Herren. Bald gingen beide sichtlich vorsichtig und langsam gemeinsam mit einer Mitarbeiterin des Hauses zum Fahrstuhl und verschwanden darin.

Unsere Beobachterin, ihr Vorname ist Beate, dachte über die beiden nach. Das war wohl die Tochter, dachte sie. Ob er wohl bleibt? Beate war stark gehbehindert, aber mit einem Rollator konnte sie sich doch zunehmend mehr und mehr

ihre neue Lebensumwelt im Seniorenheim erobern. Seit dem Tod ihres Mannes vor zwei Jahren ging es ihr hinsichtlich Beweglichkeit schlechter und schlechter, von einem eigenständigen Leben in der bisherigen Weise in der alten Wohnung konnte keine Rede mehr sein.

Ihr Sohn lebte seit seinem Studium weit entfernt in München. So hatte sie sich für eine grundlegende Änderung ihrer bisherigen Lebensweise entschieden, und war in die nahe ihrer bisherigen Wohnumwelt gelegene Seniorenresidenz gezogen. Und sie hat es nicht bereut. Alles, was ihr bisher wegen ihrer Behinderung Probleme bereitete, war nun geregelt. Sie fühlte sich nicht abgeschoben, fand liebevolle Menschen um sich, die ihr über ihre körperlichen Einbußen hinweg helfen. Eigentlich kann ich doch zufrieden sein, dachte sie.

Am nächsten Morgen sah sie den Neuankömmling im Frühstücksraum sitzen, er war schon vor ihr da. Ein Frühaufsteher wie ich, dachte sie. Auch an den nächsten Tagen sah sie ihn an den verschiedenen Orten im Heim immer wieder. Seltsam, dachte sie, jetzt suche ich ihn schon mit meinen Blicken, wenn ich einen Raum betrete.

An einem Nachmittag saß er ihr bei einer Gedicht-Lesung gegenüber. Ist gar nicht selbstverständlich, dass sich ein Mann für Lyrik interessiert, fand sie. Vielleicht hat er einen literarischen Beruf? Nach der Lesung wollte sie mit dem Rollator einen kurzen Spaziergang in den Garten unternehmen, es gab eine Rampe, über die man mit Hilfe gut ins Grüne fahren konnte. An der Tür zum Garten stand er, wollte wohl selbst ins Freie. Er hielt ihr die Tür auf, obwohl das durch die vorhandene Automatik eigentlich nicht notwendig war. Er lächelte sie an und wies ihr mit einer Handbewegung symbolisch den Weg in den Garten. Sehr langsam und vorsichtig folgte er ihr.

Da sprach sie ihn an. An seiner freundlichen Reaktion war deutlich erkennbar, dass er auch schon auf sie aufmerksam geworden war. Nach

einem ersten Gespräch an diesem Nachmittag trafen sie sich regelmäßig, nach dem Frühstück, nach Gruppen-therapeutischen Zusammenkünften mit der Ergo-Therapeutin, besonders aber an den Nachmittagen. Sie saßen auf einer Bank im Garten oder – bei schlechtem Wetter – im Lesesaal. Er konnte im Gegensatz zu ihr noch gut laufen, brauchte keine mechanischen Hilfen. Über sich selbst erzählte er wenig, nur, dass auch er Witwer ist. Die junge Frau, mit der er gekommen war, ist seine Tochter, sie arbeitet als Bibliothekarin in der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden.

An einem Nachmittag begann er zu erzählen. Er berichtete von einer auch ihr gut bekannten Landschaft im Norden der Mark Brandenburg am sagenumwobenen Stechlinsee. Und wie er die Landschaft beschrieb! Jedes Detail wurde in leuchtenden oder auch dunklen Farben ausgemalt. Sie hörte fasziniert zu. Die Bäume am Ufer, die Kiesel im Wasser, die Spiegelung des Lichtes auf dem See, die gekräuselten Wellen: Alles wurde wieder gegenwärtig, was sie mit ihrem Mann und ihrem Sohn vor Jahren selbst erlebt hatte, an den Wochenenden, die sie nach ihrer anstrengenden Arbeit als Krankenschwester so sehr zur Entspannung brauchte.

An einem der nächsten Tage – sie saßen am Frühhmittag allein im Lesezimmer, draußen goss es wie aus Kannen – erzählte er von einer Flusslandschaft, sie konnte den Fluss Mulde in seinem breiten Bett direkt sehen an so einem Frühlingstag, es war eine Hochwasser-Situation. Die Zeit floss immer schnell dahin bei seinen Erzählungen, und sie war glücklich und in Erwartung der nächsten Zusammenkunft. Sie reisten in Gedanken durch seine bildhaften Schilderungen an die Müritz, nach Rügen an die Ostseeküste, besuchten die alte Klassikerstadt Weimar, wanderten im Südharz und erlebten in Gedanken noch einmal Sommerabende an Spree und Havel.

Eines Nachmittags – es war schon im Spätherbst, und er hatte über das Erlebnis eines

ganz besonderen Sonnenunterganges berichtet – gab er ihr ein Din-A-4-Kuvert und bat sie, dieses erst am nächsten Morgen nach dem Frühstück zu öffnen. Am nächsten Morgen erschien er nicht zum Frühstück. Sie wunderte sich und war sehr besorgt. Bevor ich meine Pflegerin nach ihm frage, will ich doch erst das Kuvert öffnen, beschloss sie. In dem Kuvert befand sich eine wunderbar grazile Federzeichnung, die das im englischen Tudor-Stil erbaute Schloss Babelsberg zeigte. Bei näherer Betrachtung fand sie unten auf der Zeichnung die sehr kleine Signatur des Bildes: Hermann....

Jetzt wurde alles klar: Er war Maler. Und in allen seinen Erzählungen hatte er ihr seine eigenen Bilder beschrieben. Von der Therapeutin erfuhr sie (er hatte diese vorahnend dazu ermächtigt), was sie im Stillen manchmal schon geahnt hatte, er bewegte sich doch immer sehr langsam und vorsichtig, geradezu tastend, wenn er das auch sorglich zu verheimlichen suchte: Er war sehr stark sehbehindert. Nie hatte er aber mit ihr darüber gesprochen, wollte wohl kein Mitleid. Weiter erfuhr sie, dass er heute früh zu einer Laser-Operation in eine Klinik gebracht worden war, er hatte sich kurzfristig dazu entschlossen, obwohl er eigentlich keinen weiteren Eingriff an sich wünschte, er keinen Sinn darin mehr sah, und auch, weil er die Hoffnung auf Besserung aufgegeben hatte.

Nun, da er sie kennen gelernt hatte, war neue Lebenszuversicht und neue Hoffnung gewachsen. Sie dachte intensiv an ihn: Wie schön wäre es, wenn er nach der OP mit verbessertem Sehvermögen zurück käme. Aber auch dann, wenn sich nichts verbessern würde: Hauptsache, er kommt zurück! Er fehlt mir schon, stellte sie lächelnd fest, und ich warte auf ihn.

Alte als wachsende Hilfsquelle Vortrag „Das hilfreiche Alter hilfreicher machen“ von Prälat Rudolf Schmidt

Bei der Mitgliederversammlung des ESW im Oktober 2013 referierte Prälat Rudolf Schmidt (Hofgeismar) zum Thema „Das hilfreiche Alter hilfreicher machen – ein Werkstattbericht“. Er schilderte dabei angesichts knapper werdender Ressourcen in der Altenhilfe die Möglichkeiten, die die älteren Menschen selbst zur Eigenhilfe im vorpflegerischen Bereich wie in Nachbarschaftshilfen und mit Fahrdiensten haben. Denn die alten Menschen sind die einzige wachsende Hilfsquelle. Die entstandenen ehrenamtlichen Hilfen wurden im Landkreis Kassel entwickelt. Als beispielgebenden Bericht veröffentlichen wir hier das Vortragsmanuskript von Prälat Schmidt.

Ich bin dankbar für die Gelegenheit, hier darüber zu berichten, was aus den Überlegungen und Plänen geworden ist, die ich bei der Bundestagung des Evangelischen Seniorenwerks im September 2008 in der Evangelischen Akademie in Hofgeismar unter dem Titel „Pro Alter: Für Selbstbestimmung und Lebensqualität“ vorgebracht habe. Das ist der Name der Stiftung, die zum 1.10.2007 vom Kuratorium Deutsche Altershilfe KDA gegründet wurde, und deren Vorsitzender ich seitdem bin. „Das hilfreiche Alter hilfreicher machen“ ist das Motto dieser Stiftung, das ich damals erläutert habe.

Ich will heute erstens in sehr gekürzter Form in Erinnerung rufen, worum es ging und geht; zweitens kurz von dem Wettbewerb berichten, den die Stiftung 2008 und 2009 mit diesem Thema durchgeführt hat; drittens will ich unter dem Titel „Entwicklungsprogramm: Neue Nachbarschaftshilfen im Landkreis Kassel“ von den Konsequenzen berichten, die wir aus diesem Wettbewerb gezogen haben.

Hilfreiches Alter: Wer ist das? Was ist das? Hierunter verstehen wir jede Aktivität, mit der alte Menschen sich für andere helfend einsetzen. Das geschieht in der Familie vor allem, aber auch in der Nachbarschaft, im generationenübergreifenden Engagement, in Besuchsdiensten, Heimhilfen, Frauenhilfen, allein oder mit anderen gemeinsam. Also: Die ganze große Palette des hilfreichen Alters, wie sie heute und schon seit langem existiert. Aber: Es geht darum, das hilfreiche Alter noch hilfreicher zu machen. Warum ist das nötig und warum ist das möglich?

Hilfreicher machen

1. Ein kurzer Blick auf die Zahlen zeigt eine erstaunliche, historisch einmalige Entwicklung: Im Jahr 1900 waren 8% der Deutschen über 60 Jahre alt. Im Jahr 2000 waren es 23%. Im Jahr 2035 wird fast jeder dritte Bundesbürger sogar älter sein als 65 Jahre. Die durchschnittliche Lebenserwartung hat sich in diesem Zeitraum bei den Männern von 46,4 Jahren auf 77,6, bei den Frauen von 52,5 auf 82,7 Jahre erhöht. Seit 1950 – da sind (fast) alle von uns dabei gewesen – ist die Lebenserwartung um mehr als 15 Jahre gestiegen! Ein großer Gewinn an Jahren, an Zeit, an Zeit zum Leben.

Hinzu kommt, dass sich in den letzten vier Jahrzehnten die gesundheitliche Situation der weitestens meisten alten Menschen weiter deutlich verbessert hat. Und Altwerden bedeutet für wiederum die weitaus meisten alten Menschen deshalb nicht, pflegebedürftig zu werden, wenngleich die Wahrscheinlichkeit auf Hilfe und Pflege angewiesen zu sein, jenseits des 80. und besonders jenseits des 90. Geburtstages zunimmt. Kurz: In unserem Lande gibt es heute so viele alte Menschen wie noch nie. Die weitaus meisten leben bei guter oder doch relativ guter Gesundheit und übrigens – in der weitaus überwiegenden Mehrzahl wenigstens noch – in guten oder doch auskömmlichen materiellen Verhältnissen.

Arm und pflegebedürftig

Alles Gründe zu großer Dankbarkeit! Davon muss zuerst gesprochen werden. Aber es gibt natürlich auch die anderen Alten, die armen und die pflegebedürftigen Alten. Um die Letzteren soll es jetzt gehen. Im Dezember 2011 waren laut Statistischem Bundesamt vom 13.1.2013 insgesamt 2,5 Millionen Menschen pflegebedürftig. Pflegebedürftig heißt hier: Im Sinne der Definitionen des Pflegeversicherungsgesetzes pflegebedürftig. Die Zahl leicht pflegebedürftiger und anderer Hilfen bedürftiger alter Menschen liegt bei weiteren etwa 1,15 Millionen laut Mikrozensus 2003.

Von den 2,5 Millionen Pflegebedürftigen leben etwa 30 Prozent in Heimen, 70 Prozent leben zu Hause. Drei große Ressourcen der Hilfe sind es, die dafür sorgen, dass pflege- und hilfebedürftige alte Menschen heute in unserem Land insgesamt einigermaßen gut versorgt werden, trotz mancher echter Skandale und trotz vieler Skandalisierungen.

Erstens: Die Familie ist der bisher und immer noch größte Pflegedienst in unserem Land. 67 Prozent der 1,76 Millionen Pflegebedürftigen, die zu Hause leben, werden ausschließlich von Familienangehörigen versorgt. Bei weiteren 25 Prozent nehmen die Angehörigen ergänzend ambulante Pflegedienste in Anspruch, bei etwa 8 Prozent werden ausschließlich professionelle Hilfen in Anspruch genommen.

Die zweite große Ressource sind beruflich Pflegende: Ende 2011 mit 952.000 Kräften, davon 291.000 (also 31 Prozent von ihnen) als ambulant Pflegende und 661.000 (das sind 69 Prozent) als stationär Pflegende.

Die dritte wichtige Ressource ist die Pflegeversicherung, die mit ihren Leistungen einen Teil der Pflegekosten finanziert. Rund 23 Milliarden Euro trägt sie derzeit jährlich bei. Auf Einzelheiten will ich nicht näher eingehen.

Wichtiger ist mir jetzt, auf die weitere Entwicklung hinzuweisen. Und die ist leider sehr problematisch. Die Zahl der Pflegebedürftigen wird weiter zunehmen: Von 2,5 Millionen (2011) auf etwa 3 Millionen im Jahr 2020, somit ein Drittel mehr als heute. Unter ihnen wird insbesondere die Zahl der dementiell Erkrankten zunehmen (von heute 1,4 Millionen auf 2,1 Millionen Personen (laut Frau Jansen von der Deutschen Alzheimergesellschaft bei einer Kirchlichen Tagung im Februar 2013 in Kassel), auch deshalb, weil es bisher keine kausale Therapie gibt.

Abnehmende Ressourcen

Aber: Die drei Ressourcen der Hilfe aber werden nicht zunehmen, im Gegenteil, sie werden sogar abnehmen. Die Familie als der größte Pflegedienst wird in ihrer Leistungsfähigkeit abnehmen. Das liegt zum wenigsten daran, dass die Hilfsbereitschaft der jüngeren für die älteren Familienmitglieder abnimmt. Vielmehr sind strukturelle Veränderungen dafür verantwortlich: Der weiter zunehmende Anteil von Einzelkind-Familien, der weiter zunehmende Anteil von Alleinlebenden (Singles) sowie die beruflich bedingte Mobilität. Die Zahl der professionellen Helferinnen und Helfer wird abnehmen. Heute schon fehlen bundesweit rund 50.000 Fachkräfte. Die Fehlzahl wird zunehmen, weil im Wettbewerb um die jungen Leute die schweren Pflegeberufe zu den Verlierern zählen werden. Allenfalls bei der Pflegeversicherung könnte man auf höhere Leistungen hoffen.

Kurz: Die Zahl der pflege- und hilfebedürftigen alten Menschen wird in den nächsten Jahrzehnten erheblich zunehmen, die heute vorhandenen und insgesamt erfolgreichen Ressourcen der Hilfe aber werden nicht zunehmen, sondern abnehmen. Die einzige Ressource, die mitwächst, sind die alten Menschen selbst, die zur Hilfe fähig und bereit sind. Diese Ressource allerdings muss viel stärker als bisher bewusst gemacht werden, im Bewusstsein der alten Menschen selbst und im Bewusstsein der Gesamtgesellschaft.

Und sie muss gestärkt werden! Schon heute sind die alten Menschen, die sich helfend für andere einsetzen, in der Familie, in der Nachbarschaft, in organisierten Hilfeformen, die größte soziale Ressource unserer Gesellschaft! Soviel zu der Fragestellung: „Das hilfreiche Alter hilfreicher machen“: Warum ist das nötig?

Zum Engagement bereit

2. „Das hilfreiche Alter hilfreicher machen“: Warum ist das möglich? Weil, und das natürlich das Wichtigste, noch viel mehr alte Menschen sich ehrenamtlich engagieren möchten als dies heute bereits tun. Das zeigen mir persönliche Erfahrungen. Aber auch wissenschaftliche Untersuchungen. Das Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend hat in den Jahren 1999, 2004 und 2009 repräsentative Erhebungen zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement durchführen lassen (Freiwilligensurvey). Danach ist ein gutes Drittel aller Bundesbürgerinnen und -bürger ab 14 Jahren in irgendeiner Form ehrenamtlich engagiert. Eine besonders stark wachsende Gruppe zwischen 1999 und 2004 waren ältere Menschen ab 60 Jahren (besonders im Alter zwischen 60 und 69 Jahren). Ein weiteres gutes Drittel ist bereit, sich „unter Umständen“ freiwillig zu engagieren, davon 12 Prozent sogar „bestimmt“.

Die Generali Altersstudie 2013 mit dem Untertitel „Wie ältere Menschen leben, denken und sich engagieren“ kommt sogar zu noch höheren Werten. Mich wundert es nicht, wenn ältere Menschen sich gern ehrenamtlich engagieren. Sie hören von denen, die bereits ehrenamtlich engagiert sind, immer wieder, dass es ihnen wirklich Freude und für sie Sinn macht, anderen Menschen zu helfen oder auf andere Weise das Gemeinwohl zu mehren.

Sie merken: Es tut gut, auch mir selbst gut, Gutes zu tun. Bei den über 60jährigen kommt hinzu, dass immer mehr erkennen und spüren, jedenfalls dann, wenn sie einigermaßen gesund sind, dass sie in ihrer Lebensphase nicht „Ruhestand“

brauchen, sondern Herausforderungen, insbesondere menschliche Herausforderungen, auf die sie natürlich nach dem Maß ihrer Kräfte reagieren können, die sie also zugleich fordern und fördern. Das ist der wichtigste Beitrag der alten Menschen selbst zu Selbstbestimmung und Lebensqualität im Alter. Soviel zur Fragestellung: Warum ist es möglich, das hilfreiche Alter hilfreicher zu machen?

Der Wettbewerb der Stiftung Pro Alter

Wie soll das nun praktisch geschehen: das hilfreiche Alter noch hilfreicher zu machen? Die Stiftung Pro Alter hat ihre operative Arbeit mit einem bundesweiten Wettbewerb begonnen, der unter der Schirmherrschaft von Bundesministerin Ursula von der Leyen Ende 2008 ausgeschrieben war. Unter dem Motto „Das hilfreiche Alter hilfreicher machen“ hat der Wettbewerb gezeigt, dass es bereits viele positive Beispiele für das hilfreiche Alter gibt und zugleich gute Praxisbeispiele und Ideen ermittelt. Es wurden acht Preise in Höhe von insgesamt 30.000 Euro vergeben. Die erfreulich hohe Zahl von 153 Wettbewerbsbeiträgen hat einen interessanten Überblick über die breite Vielfalt der Formen des hilfreichen Engagements von alten für alte Menschen erbracht und bedeutsame Einblicke in die konkreten Bedingungen solchen Engagements geliefert.

Wir haben dann geprüft, ob und wie wir die wichtigsten Erkenntnisse aus diesem Wettbewerb an einen anderen Standort übertragen können (Know-how-Transfer). Handlungsleitend war dabei die Überzeugung, dass wir auch im Bereich sozialer Arbeit und Engagements nicht das Rad immer wieder neu erfinden müssen. Die wichtigsten Erkenntnisse waren und sind: Die erfolgreichste Organisationsform ist der eingetragene Verein. Die Ziele des Vereins sind „Betreutes Wohnen zu Hause und Entlastung pflegender Angehöriger“. Zielgruppen des Vereins sind hilfe- und pflegebedürftige Menschen und ihre Angehörigen einerseits, zur Hilfe fähige und bereite Menschen andererseits. Die Ziele können durch folgende Angebote verwirklicht werden:

Information, Beratung, Besuche, Begleitung, Hilfen, Fahrdienst sowie Vermittlung professioneller Hilfen. Der Begriff „Nachbarschaft“ hat immer noch einen guten Klang.

Weitere wichtige Erkenntnisse deute ich mit folgenden Stichworten nur an: Fortbildung und Erfahrungsaustausch, Gemeinschaftspflege und Anerkennungskultur, Finanzierung, Versicherung, Kooperation, Vernetzung, Öffentlichkeitsarbeit. Eine wichtige Erkenntnis ist schließlich auch, dass solche ehrenamtlichen Projekte/Initiativen/Vereine unabhängig, überparteilich und nicht konfessionell gebunden sein sollten. Natürlich können und wollen solche Nachbarschaftsvereine professionelle Hilfe nicht ersetzen, vielmehr ihre Aktivitäten im vorpflegerischen Bereich erbringen, die aber eine wichtige Voraussetzung dafür sein können, dass alte Menschen so lange wie irgend möglich da leben können, wo sie leben möchten: zu Hause.

Ansatz Landkreis Kassel

3. Die Ergebnisse des Wettbewerbs waren so überzeugend, dass die Stiftung beschlossen hat, daraus das Thema „Nachbarschaftshilfen“ aufzugreifen und den Versuch zu machen, systematisch neue Nachbarschaftshilfen zu gründen. Dies sollte vorzugsweise in ländlichen Regionen geschehen, weil dort die problematischen Folgen der demografischen Entwicklung vielerorts bereits deutlich zu beobachten sind. Um als bundesweit agierende Stiftung mit Sitz in Köln die Menschen vor Ort anzusprechen und für die organisierte Form einer Nachbarschaftshilfe motivieren zu können, wurde folgende Vorgehensweise gewählt: Zunächst galt es, die Führung eines Landkreises zu überzeugen, sodann mit deren Hilfe die Bürgermeister der Landkreismunicipalitäten als Schirmherren zu gewinnen und mit ihnen Sondierungsgespräche zu führen; danach wichtige Multiplikatoren vor Ort einzubeziehen, um schließlich in einer öffentlichen Auftaktveranstaltung Bürger und Bürgerinnen für eine Initiativgruppe zu interessieren, die die Vereinsgründung vorbereitet. Klar war zu diesem

Zeitpunkt auch, dass für die Durchführung des Vorhabens ein hauptamtlicher Projektbeauftragter/eine hauptamtliche Projektbeauftragte benötigt würde.

Die Wahl des Landkreises fiel aus zwei Gründen auf den Landkreis Kassel. Zum einen: Der Landkreis stand und steht in bestimmten Kreisteilen vor erheblichen demografiebedingten Herausforderungen. Zum anderen: Der Vorsitzende der Stiftung auf Seiten der Stiftung als Projektleiter vorgesehen wohnte und arbeitete über zwei Jahrzehnte als geschäftsführendes Vorstandsmitglied in einer großen diakonischen Altenhilfeeinrichtung in diesem Landkreis. Er kannte und kennt daher auch die Verantwortlichen des Landkreises und ist ihnen bekannt. Das wurde als eine günstige Voraussetzung angesehen.



Prälat Schmidt bei seinem Vortrag

Ende September 2009 wurde das Thema mit Landrat Uwe Schmidt und der Ersten Kreisbeigeordneten Susanne Selbert vom Landkreis Kassel erörtert und vereinbart, dass die Stiftung einen Vorschlag für die Durchführung eines Projektes erarbeitet. Zu diesem Zweck wurden die demografische Entwicklung und die Entwicklung von Hilfe- und Pflegebedarfen im Landkreis bis zum Jahr 2025 untersucht. Auch wurde der aktuelle Stand ehrenamtlicher Hilfen im Landkreis soweit die möglich war erfasst, insbesondere wurden die sieben im Landkreis bereits aktiven

Nachbarschaftshilfen, Nachbarschaftsvereine und ähnliche Hilfeformen aufgesucht, ihre strukturellen und inhaltlichen Merkmale durch strukturierte Interviews erhoben, ausgewertet und dokumentiert. Daneben wurden Gespräche mit Vertretern von Kirchen, Wohlfahrtsverbänden, stationären Altenhilfeeinrichtungen, ambulanten Pflegediensten, Beratungszentren und den Ämtern für Altenhilfeplanung und Sozialplanung sowie dem Amt für den ländlichen Raum des Landkreises Kassel geführt, um über das Vorhaben zu informieren, mögliche Konkurrenzängste abzubauen und mögliche Kooperationsbereitschaft zu erkunden.

Schließlich wurde die Förderung des bürgerschaftlichen Engagements im Bundesland Hessen näher betrachtet und mit der „Seniorenhilfe Dietzenbach“ und dem Projekt „Gründung von Generationenhilfen“ im Landkreis Groß-Gerau zwei besonders erfolgreiche einschlägige Initiativen aufgesucht und auf die Übertragbarkeit wichtiger Strukturelemente hin befragt. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Analysen und Gespräche sind in den 36seitigen Projektvorschlag „Entwicklungsprogramm Neue Nachbarschaftshilfen im Landkreis Kassel“ eingegangen, in dem darüber hinaus eine Reihe von Empfehlungen im Zusammenhang mit der Gründung einer Nachbarschaftshilfe ausgesprochen und die einzelnen Schritte einer systematischen Durchführung des Entwicklungsprogramms beschrieben sind.

Ende April 2010 wurde der Projektvorschlag „Entwicklungsprogramm Neue Nachbarschaftshilfen im Landkreis Kassel“, der fast ausschließlich ehrenamtlich von einer Projektgruppe der Stiftung erarbeitet wurde, den Vertretern des Landkreises vorgelegt, mit ihnen abgestimmt, leicht überarbeitet und im September 2010 gedruckt. Nachdem die Projektlaufzeit auf 18 Monate veranschlagt wurde, wurde ein Kosten- und Finanzierungsplan erstellt, wonach mit Gesamtkosten von 93.700 Euro gerechnet wurde. Die Anträge zur Mitfinanzierung an die Share Value Stiftung (Erfurt), das Land Hessen und die Verbände der Pflegekassen in Hessen, das Deutsche Hilfswerk und den Landkreis Kassel wurden

im Laufe des zweiten Halbjahres 2010 positiv beschieden. Danach wurde der Projektbeginn für den 1. Dezember 2010 festgelegt.

Durchführung des Projekts

Am Anfang der Durchführungsphase wurden die 29 Städte und Gemeinden des Landkreises für den 3. November 2010 zu einer Veranstaltung ins Kreishaus in Kassel eingeladen, in der vertiefend informiert, diskutiert und zur Teilnahme ermutigt wurde. Erfreulicherweise nahmen über 80 Prozent der Kommunen teil. Wenige Tage später trat die Projektsteuerungsgruppe zum ersten Mal zusammen, in der der Landkreis, eine Landkreisgemeinde, ein bereits bestehender Nachbarschaftsverein, das Kuratorium Deutsche Altershilfe sowie die Stiftung und der hauptamtliche Projektbeauftragte als Gast vertreten waren. Die Gruppe hat in insgesamt 14 Sitzungen den Projektverlauf kontinuierlich reflektiert, die Zwischenergebnisse ausgewertet und die weiteren Schritte beraten. Als hauptamtlicher Projektbeauftragter wurde auf Vorschlag des Landkreises ein Mitarbeiter des Landkreises mit halber Stelle im Projekt angestellt, der über langjährige Erfahrung in der Landkreisverwaltung, als Vorsteher einer Gemeindevertretung und als Vereinsvorstand verfügt. Außerdem war er seit dem 1. November 2010 mit der im Landkreis Kassel neu geschaffenen Stelle „Koordinationsstelle für Bürgerschaftliches Engagement“ betraut worden, so dass sich günstige Verknüpfungsmöglichkeiten ergaben.

Das Projekt wurde von Anfang an durch Berichterstattung in der örtlichen Presse begleitet, seit Dezember 2012 darüber hinaus durch eine Internetpräsentation, die längerfristig auch als Plattform für die Vernetzung der einzelnen Nachbarschaftshilfen dienen soll:

www.nachbarschaftshilfe-kassel-land.de. Die weitere Durchführung des Projektes, das nun mit der Sondierungsphase vor Ort fortgeführt werden sollte, musste dann leider wegen einer schweren Erkrankung des Projektbeauftragten für ein halbes Jahr unterbrochen werden. Um dennoch die für die Realisierung des Vorhabens

vorgesehene Zeit zur Verfügung zu haben, wurde die Projektlaufzeit um ein halbes Jahr bis zum 31.12.2012 kostenneutral verlängert. Die Projektdurchführung wurde am 1. Juli 2012 wieder aufgenommen.

Ergebnisse

In insgesamt acht interessierten Kommunen wurden Sondierungsgespräche mit den Bürgermeistern geführt. In sieben dieser Gemeinden fanden daraufhin teils mehrfach Multiplikatoren-gespräche mit ortsansässigen Vereinen, Verbänden, Kirchen und Einzelpersonen statt. In Breuna und Kaufungen führte dies zu Auftaktveranstaltungen, mit denen die Bürgerinnen und Bürger informiert und zur Bildung einer Initiativgruppe aufgerufen wurden, die eine Vereinsgründung vorbereiten sollte. In beiden Gemeinden ist diese Gruppe jetzt noch bei der Arbeit. Mit der Vereinsgründung ist in absehbarer Zeit zu rechnen. In zwei weiteren Gemeinden wurde das Ziel einer Vereinsgründung zwar nicht weiter verfolgt: In Hofgeismar-Hümme hat aber der kürzlich erst gegründete Verein „Generationenhaus Bahnhof Hümme“ die Aufgabe „Nachbarschaftshilfe“ in seine Satzungszwecke aufgenommen und ist dabei, sie aktiv zu betreiben. In Reinhardshagen ist seit September 2012 unter der Regie der politischen Gemeinde ein Fahrdienst für ältere und nicht mobile Menschen aktiv, der möglicherweise sukzessive zu einer vollen Nachbarschaftshilfe ausgebaut werden soll.

Das „Entwicklungsprogramm Neue Nachbarschaftshilfen im Landkreis Kassel“ hat insbesondere durch Vorträge des Vorsitzenden der Projektsteuerungsgruppe auch über die Grenzen des Landkreises hinaus ausgestrahlt. So ist es, um das am weitesten gediehene Beispiel herauszugreifen, in Jesberg im benachbarten Schwalm-Eder-Kreis mit dem üblichen, zeitlich allerdings sehr viel kürzeren Ablauf zur Bildung einer Initiativgruppe gekommen, die eine Vereinsgründung vorbereitet, die in den nächsten Monaten erfolgen soll.

Förderlich und hemmend

Als besonders förderlich haben sich nach Einschätzung der Projektsteuerungsgruppe erwiesen die vorbereitenden Recherchen und Gespräche im Landkreis und der gut begründete Projektvorschlag, die Unterstützung durch den Landkreis und durch die Bürgermeister der sich beteiligenden Kommunen, die Zusammensetzung und die Arbeit der Projektsteuerungsgruppe sowie die hauptamtliche Projektbegleitung. Hemmend haben sich vor Ort partikuläre „Vereinsinteressen“ ausgewirkt und die Schwierigkeiten, Menschen für die Mitarbeit im Vorstand, insbesondere für den Vorstandsvorsitz, zu gewinnen: Eine Problemanzeige, die inzwischen allerdings als weit verbreitet gelten muss. Die notwendig gewordene zeitliche Unterbrechung des Projektes hat die Dynamik des Ablaufs ebenfalls beeinträchtigt, die realisierte Projektdauer von 18 Monaten hat sich als zu kurz erwiesen. Die geplanten Kosten wurden erheblich unterschritten, weil sich weniger Gemeinden als erwartet beteiligt haben und die vorgesehene Abschlussveranstaltung im Projektzeitraum nicht durchgeführt wurde.

Das Resümee

Drei bewertende Bemerkungen zur Sache sollen zum Schluss erfolgen: Mit zwei realisierten Initiativen und drei Nachbarschaftshilfen, die demnächst gegründet werden sollen, haben wir aus verschiedenen Gründen weniger erreicht, als wir gehofft haben, dennoch freuen wir uns über dieses Ergebnis. Besonders glücklich sind wir darüber, dass der Landkreis Kassel als unser Kooperationspartner von dem Projekt so überzeugt ist, dass er es nun in eigener Regie fortführt, wofür wir als Stiftung unsere Unterstützung zugesagt haben. Dann haben wir bei der Durchführung des Entwicklungsprogramms im Landkreis Kassel wertvolle Erfahrungen gesammelt, die den Projekten in Stendal und vor allem in Birkenfeld zugute kommen, wo entsprechende „Entwicklungsprogramme“ durchgeführt werden.

Ich schließe mit der „Selbstauskunft“, mit der ich schon 2008 meinen Vortrag beendet habe: Was motiviert mich, mich ehrenamtlich zu engagieren? Es ist erstens der Wunsch und die christliche Verpflichtung, Menschen hilfreich zur Seite zu stehen, die Hilfe brauchen. Es ist zweitens die Einsicht: „Wer rastet, der rostet“. Es ist drittens die Erfahrung: Es tut gut, es tut auch mir selbst gut, gemeinsam Gutes zu tun. Es ist schließlich die Erkenntnis: Ich bin möglicherweise selbst einmal auf die Hilfe des (noch zu gründenden) Nachbarschaftsvereins Hofgeismar e.V. angewiesen. Und ich werde dann froh und dankbar sein, wenn es ihn gibt.

Info: Weiteres Material ist erhältlich über Prälat Rudolf Schmidt, Kurt-Schumacher-Strasse 4, 34369 Hofgeismar.

Neu an Diakonie-Spitze Ulrich Lilie neuer Präsident der Diakonie Deutschland



Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland hat Ende 2013 der Berufung von Pfarrer Ulrich Lilie zum neuen Präsidenten der Diakonie Deutschland zugestimmt. Lilie wurde im November vom Aufsichtsrat des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung EWDE berufen. Das Berufungsverfahren wird abgeschlossen, wenn die Mitglieder der Konferenz

Diakonie und Entwicklung im Frühjahr 2014 die Berufung bestätigen.

Der 56jährige Lilie ist seit Ende 2010 Theologischer Vorstand der Graf-Recke-Stiftung in Düsseldorf, einer der ältesten diakonischen Einrichtungen Deutschlands mit 1.500 Mitarbeitenden. Zuvor war er Stadtsuperintendent des Kirchenkreises Düsseldorf. Lilie studierte Theologie in Bonn, Göttingen und Hamburg und war Pfarrer der Evangelischen Friedens-Kirchengemeinde Düsseldorf. Der neue Diakonie-Chef absolvierte verschiedene Fort- und Weiterbildungen, unter anderem in Gestalt-Seelsorge, Medizin-Ethik sowie Unternehmensführung. Lilie ist verheiratet und hat vier Kinder im Alter zwischen 14 und 20 Jahren.

Pfarrer Ulrich Lilie folgt auf Oberkirchenrat Johannes Stockmeier, der nach dreieinhalbjähriger Amtszeit im Mai 2014 in den Ruhestand ging. Lilie wird zudem stellvertretender Vorstandsvorsitzender des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung EWDE.

Rückstand beim altersgerechten Wohnen BAGSO und Verband Wohneigentum wollen Zuschüsse für Barrierefreiheit

Die Uhr tickt! Die Deutschen werden immer älter, ihr Wohnraum auch. Nur ist er in vielen Fällen nicht altersgerecht. Deshalb gehört das Thema „Wohnen im Alter“ wieder auf die Tagesordnung der Bundesregierung. Darin sind sich die Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO und der Verband Wohneigentum einig.

Schon jetzt fehlen mindestens 2,5 Millionen barrierefreie Wohnungen, die Tendenz dieses Fehlbstands ist bei der steigenden Altenpopulation steigend. Auf diese brisante Entwicklung muss

die Bundesregierung dringend reagieren, fordern BAGSO und der Verband Wohneigentum. Zuschüsse im Rahmen des KfW-Programms „Altersgerecht Umbauen“ der Kreditanstalt für Wiederaufbau wären ein erster richtiger Schritt.

Politiker aller Fraktionen weisen gern auf den demografischen Wandel hin und bekräftigen, dass alles getan werden muss, damit ältere Menschen möglichst lange in ihren eigenen vier Wänden leben können. Umso erstaunlicher war, dass die Zuschussförderung ab dem Haushalt 2012 dem Rotstift zum Opfer fiel. „Die neue Bundesregierung hat nun die Chance, dies zu korrigieren, bevor noch mehr Zeit vertan wird“, mahnt BAGSO-Vorsitzende Professorin Dr. Ursula Lehr. Denn bereits 2030 werde knapp ein Drittel der Deutschen älter als 65 Jahre sein, wie die 2011 im Auftrag des Bundesbauministeriums durchgeführte Studie „Wohnen im Alter“ aussagt. Der Wohnraum kommt dieser Entwicklung jedoch nicht hinterher. Bisher leben deutlich unter zehn Prozent aller Senioren in einigermaßen barrierefreien Haushalten.

Mit dem KfW-Programm „Altersgerecht Umbauen“ steht zwar ein sinnvolles Förderinstrument zur Verfügung, nur ist es kreditbasiert und damit wenig für die Hauptzielgruppe der Senioren geeignet, da sich Menschen im Alter nicht mehr mit Schulden belasten wollen oder Schwierigkeiten haben, ein Darlehen zu erhalten. „Auch ist für eine Reihe sinnvoller Einzelmaßnahmen ein Kredit überdimensioniert, aber ein Zuschuss eine gute Motivation zu handeln“, so Hans Rauch, Präsident des Verbands Wohneigentum. Für die dringendsten Umbauten ist also ein Zuschussprogramm notwendig.

Diesen Zuschuss gab es kurzzeitig im Rahmen des KfW-Förderprogramms, doch wurde er rund anderthalb Jahre nach seiner Einführung im Mai 2011 Ende des Jahres 2012 gestrichen. Es gab ihn zu kurze Zeit, um einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu werden. „Eine Neuauflage, wie sie im Koalitionsvertrag in Aussicht gestellt wird, ist vor dem Hintergrund der demografischen Entwick-

lung dringend geboten“, so Prof. Dr. Ursula Lehr. Nur sollte der Zuschuss dieses Mal auch langfristig verfügbar sein und durch gezielte Öffentlichkeitsarbeit bekannt gemacht werden. Hans Rauch vom Verband Wohneigentum fordert: „Eine Umgestaltung des Wohnraums muss gut durchdacht sein. Dafür braucht es planungssichere Finanz- und Fördermittel“.

Die demografische Entwicklung macht eine Zuschuss-Variante des Förderprogramms „Altersgerecht Umbauen“ nach Ansicht von BAGSO und Verband Wohneigentum zwingend notwendig. Beide Verbände bieten an, die Ausgestaltung und anschließende Öffentlichkeitsarbeit zu unterstützen.

Informationen: Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO,
Bonngasse 10, 53111 Bonn, Tel. 0228.24999318,
Mail: lenz@bagso.de
Internet: www.bagso.de
Verband Wohneigentum, Oberer Lindweg 2,
53129 Bonn, Tel. 0228.6046813,
Mail: khalil@verband-wohneigentum.de

Höhere Stromkosten ausgleichen Energiewende nicht zu Lasten armer Haushalte

Die Diakonie im Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung Berlin fordert die neue Bundesregierung auf, die Energiewende sozial gerecht zu gestalten. „Immer mehr arme Haushalte haben Probleme, ihre Strom- und Gasrechnung zu bezahlen. Daran ist nicht die Energiewende schuld, sondern die Lücken in der sozialen Sicherung“, betonte Maria Loheide, Vorstand Sozialpolitik der Diakonie Deutschland in Berlin.

Der Staat müsse ein menschenwürdiges Existenzminimum gewährleisten, das auch den Zugang zu Energie sicherstelle. Deshalb müssten bei Sozialleistungen Energiekosten in tatsächlicher Höhe berücksichtigt werden, so Loheide. „Preissteigerungen bei der Stromversorgung müssen direkt im Regelsatz in der Grundsicherung berücksichtigt werden“, forderte Loheide, „ebenso wie eine Energiekostenkomponente im Wohngeld eingeführt werden muss“.

Während Unternehmen mit hohem Energieverbrauch Strom und Gas zu Vorzugspreisen beziehen könnten, würden Hilfen für Haushalte fehlen, die ihre Strom- oder Gasrechnung nicht bezahlen können. „Jährlich wird bei bis zu 800.000 Haushalten Strom oder Gas gesperrt. Darum fordert die Diakonie eine Grundversorgung mit Energie zu einheitlichen Preisen für alle Verbraucherinnen und Verbraucher“, erklärte Loheide.

Zur Verhinderung von Strom- und Gassperren sei ein Maßnahmenplan notwendig. Wenn eine Sperre drohe, sollten Sozialämter und Energieversorger gemeinsam Hilfen anbieten. Dazu gehören Zuschüsse, um Energieschulden abzubauen und Ratenzahlungen, die auch einkommensarme Haushalte leisten können. „Solange Klärungen über den Schuldenabbau betrieben werden, darf die Energieversorgung nicht gekappt werden. Auch eine Mindestversorgung darf nicht in Frage gestellt werden“, sagte Loheide.

Gemeinsam mit anderen Wohlfahrts- sowie Umweltverbänden hat die Diakonie die „Charta zur sozial gerechten Energiewende“ verabschiedet.

Im Sommer schenkt uns
Gott die kleinen
Schönheiten seiner großen
Schöpfung

Mindestrente gegen Altersarmut

Diakonie fordert entscheidende Verbesserungen für alte Menschen

Nach Ansicht der Diakonie muss die Verhinderung von Altersarmut bei den sozialpolitischen Überlegungen der neuen Bundesregierung höchste Priorität erhalten. Der evangelische Wohlfahrtsverband fordert eine gesetzliche Mindestrente von 850 Euro monatlich, um Altersarmut zu vermeiden.

„Geringverdienende Erwerbstätige sind die armen Rentner von morgen. Dieses Problem müssen wir heute lösen“, sagte Maria Loheide, Vorstand Sozialpolitik der Diakonie Deutschland. „Lücken in der Erwerbsbiografie münden in niedrigen Renten. Wer längere Zeit erwerbslos ist, wegen Pflege und Erziehung zu Hause bleibt oder prekär beschäftigt ist, kann selten eine die Existenz sichernde Rente erwarten“. Besonders gefährdet sind nach Ansicht der Diakonie Alleinerziehende. 40 Prozent von ihnen beziehen Hartz IV-Leistungen ohne Rentenanwartschaften und haben keine Chance, zusätzlich für das Alter vorzusorgen.

Anlass sind für die Diakonie die jüngsten Veröffentlichungen des Statistischen Bundesamtes, nach denen sich die Zahl der Rentner in Armut in den letzten zehn Jahren fast verdoppelt hat: 2003 bezogen etwas mehr als 250.000 Menschen über 65 Jahre Sozialhilfe, Ende 2012 waren es bereits knapp 465.000 Menschen. Schätzungen zufolge beantragen etwa 40 Prozent der Menschen, die einen Anspruch auf Grundsicherung im Alter haben, diese Leistung aus Scham nicht. „Die Diakonie schlägt daher vor, jeden Rentenantrag automatisch daraufhin zu überprüfen, ob ein Anspruch auf ergänzende Grundsicherung im Alter besteht“, sagt Loheide.

Die zentralen Forderungen der Diakonie für eine armutsfeste Alterssicherung wurden als Diakonie-Text 08.2013 unter dem Titel „Prävention und Bekämpfung von Altersarmut“ veröffentlicht.

Um die Renten von morgen Alle Generationen profitieren von den Rentenplänen

Bei ihrer letzten Jahrestagung haben die in der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO zusammen geschlossenen deutschen Seniorenorganisationen, darunter auch das ESW, darauf hingewiesen, dass von der Umsetzung der von Union und SPD gegebenen Zusagen bei der Rente nicht nur die heutige Rentnergeneration profitieren wird. Die BAGSO-Verbände berieten in Bonn sozial- und seniorenpolitische Fragen.

„Die Benachteiligung von Müttern, deren Kinder vor 1992 geboren sind, ist doppelt ungerecht, denn die Betreuungsangebote für diese Kinder waren, zumindest in Westdeutschland, noch viel weniger ausgebaut als heute. Eine höhere Bewertung der Erziehungsleistung ist daher geboten“, so BAGSO-Vorsitzende Professorin Dr. Ursula Lehr.

Eine spürbare Erhöhung der Erwerbsminderungsrenten ist, wie fast alle Parteien im letzten Wahlkampf betont haben, dringend notwendig, um das Armutsrisiko auch hinsichtlich der späteren Altersrente zu verringern. Denn wer seit 2012 eine solche Rente bezieht, bekam im Durchschnitt nur noch etwa 600 Euro monatlich, also weniger als die Grundsicherung. Einig waren sich Union und SPD vor dem Wahltag auch darin gewesen, dass Gerechtigkeitslücken bei der Grundsicherung im Alter geschlossen werden müssen. Eine Möglichkeit wäre, Freibeträge

für Ansprüche aus der gesetzlichen Rentenversicherung sowie aus der privaten und betrieblichen Vorsorge einzuführen.

Die Deutschen haben sich bei der Bundestagswahl 2013 nach Ansicht der BAGSO auch für diese Reformen ausgesprochen. Sie wissen, dass es bei der Bekämpfung von Altersarmut nicht nur um die Rentnerinnen und Rentner von heute, sondern noch stärker um die von morgen geht.

Weitere Informationen zu diesen Themen: Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO, Ursula Lenz, Pressereferat, Bonngasse 10, 53111 Bonn, Tel. 0228.24999318, www.bagso.de .

Vorfahrt für eigenes Heim Kölner Vorsorge-Zeitbank in der Ehrenrunde

Das Projektbüro Deutscher Engagementpreis vom Bündnis für Gemeinnützigkeit hat der Kölner Initiative „Vorsorge-Zeit-Bank“ kürzlich die Urkunde mit der Würdigung für die Teilnahme am Deutschen Engagementpreis 2013 übersandt und zur Nominierung in der Kategorie „Gemeinnütziger Dritter Sektor“ gratuliert. Dieser Preis wird vom Berliner Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend sowie vom Versicherer Generali Deutschland gefördert. Die Preisverleihung erfolgte Ende letzten Jahres. Die Nominierung war für die Initiative deshalb so bedeutsam, weil das Projekt zu dieser Zeit gerade erst die Vorbereitungsphase hinter sich hatte und noch wenig Ergebnisse vorweisen konnte. Deshalb war eine Preis-Auszeichnung kaum zu erwarten gewesen. Bei einer wiederholten Bewerbung 2014 sind aber gute Chancen zu erwarten. Die Initiative „Kölner Vorsorge-Zeit-Bank“ wurde

im August 2012 ins Leben gerufen, um dazu beizutragen, dass arme und hilfsbedürftige Menschen solange wie möglich in ihrem angestammten Zuhause verbleiben können und nicht vorzeitig ins Heim übersiedeln müssen, etwa weil sie nicht in ein soziales Netzwerk eingebettet sind. Auf der Zeitbank der Initiative können sich ehrenamtliche Helfer die Zeiten, die sie für kostenlose niederschwellige Hilfeleistungen aufwenden, auf Zeitkonten gutschreiben lassen, um diese später, wenn sie selbst Hilfen benötigen, gegen entsprechende Leistungen zurück zu tauschen. Diese Initiative unterstützt damit aktiv die Bundesinitiative „Daheim statt Heim e.V.“. Sie wird seit Beginn des Jahres 2013 bei der Kölner Freiwilligen-Agentur offiziell als Anbieter von ehrenamtlichen Tätigkeiten geführt.

Schub für die Altenpflege Zwanzig Jahre Pflegeversicherung

"Die Einführung der Pflegeversicherung vor zwanzig Jahren hat der Altenpflege in Deutschland einen enormen Entwicklungsschub gegeben", sagt Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier am Mittwoch in Berlin. "Die ambulante Pflege erreicht heute viel mehr pflegebedürftige Menschen als vor zwei Jahrzehnten. Und im stationären Bereich liegen zwischen den heutigen Wohnangeboten für pflegebedürftige Menschen und den Pflegeheimen der 1970er und 80er Jahre Welten".

Die Politik habe rechtzeitig erkannt, dass Pflegebedürftigkeit in einer Gesellschaft des langen Lebens ein eigenständiges Lebensrisiko sei. Allerdings habe die Politik das Thema anschließend zu lange vernachlässigt und den entstehenden Pflegesektor unter großen ökonomischen und gesellschaftlichen Druck gesetzt. "Die Leistungen der Pflegeversicherung sind heute zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent weniger wert als 1995 und in der anstehenden Pflegereform

ist nur eine Steigerung um vier Prozent vorgesehen. Das ist zu wenig - die finanzielle Belastung, die die Versicherten selbst tragen müssen, ist für viele zu hoch", sagt Stockmeier. Vielen Menschen sei gar nicht bewusst, dass die Pflegeversicherung nur einen Teil der finanziellen Last der Pflege trage.

"Pflege ist in einer Gesellschaft des langen Lebens aufwändiger, als die Gesellschaft es bislang wahrhaben will. Mit der Pflegeversicherung haben wir in Deutschland eine Lernchance schon früher ergriffen als manche Nachbarländer," sagt der Diakonie-Präsident: "Wir wissen sehr viel genauer als vor zwanzig Jahren, was pflegebedürftige Menschen brauchen und was ihre Lebensqualität verbessert."

Hintergrund: Vor zwanzig Jahren, am 22. April 1994, wurde die Pflegeversicherung durch Beschluss des Deutschen Bundestages als fünfte Säule der Sozialversicherung eingeführt. Älteren Menschen sollte im Fall der Pflegebedürftigkeit der Gang zum Sozialamt erspart bleiben.

Weiterleben im Netz Im Internet beginnt eine Trauerkultur

Die Nachfrage nach Trauerportalen im Internet wird größer. Es entwickelt sich ein regelrechter Internet-Friedhof. Mann kann sich über das Portal www.internet-friedhof.de informieren .

Das Internet bietet neue Möglichkeiten zum Trauern um einen lieben Menschen. Darauf weist der Beauftragte für Internetentwicklung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg, Tom Oliver Brok, Oldenburg, hin. Während die Bedeutung der Familiengräber auf Friedhöfen schwinde, entstünden immer mehr Erinnerungs-Orte im weltweiten Netz. Dabei spiele das Internet mit der Sehnsucht nach Unsterblichkeit mit.

„Auch wenn der irdische Leib verblichen ist, und die Erinnerungen der Menschen allmählich verschwimmen, so lässt sich die Hoffnung inszenieren, mit einer persönlichen Seite in Bild und Ton zu überleben“, schreibt Brok im Oldenburgischen Kirchenmagazin „Horizont E“.

Gedenkseiten im Internet böten Orte, um das Leben eines Menschen umfänglich in Bildern und Texten darzustellen. Auch die Stimme bleibe als Tondokument erhalten. Ferner sei beispielsweise ein Video mit einer Botschaft an die Nachwelt denkbar. So entstehe ein virtueller Erinnerungsraum, der für verstreut wohnende Familienangehörige und Freunde überall und immer abrufbar sei. Dazu resümiert Internet-Beauftragter Brok: „Der virtuelle Friedhof ist für die Bedürfnisse einer mobileren Gesellschaft wie gemacht.“

Trauern mit Facebook-Freunden

Auch die Nachfrage von Internet-Freunden werde größer. Auch Zeitungsverlage böten die Möglichkeit, dass die Traueranzeige ebenfalls im Internet erscheint. Besonders bei tragischen Unglücksfällen nutzten viele das Internet, um durch Einträge in Kondolenzlisten und Gästebüchern ihrer Verzweiflung Ausdruck zu verleihen. In Sozialen Netzwerken brächten Menschen ihren ganzen Alltag zur Sprache. Sie teilten ihren Schmerz mit Facebook-Freunden oder suchten bei Trauerportalen Hilfe, etwa bei dem Portal www.Trauernetz.de der evangelischen Kirchen. Mittels „Chatseelsorge“ böten Pastoren ihre Hilfe an.

QR-Code auf dem Grabstein

Freilich kann das Internet, wie Beauftragter Brok weiter ausführt, einen Gang über den Friedhof nicht kopieren: „Wer die Vögel in den Bäumen singen hört oder eine Blume mit eigenen Händen eingräbt, findet Trost für seine Seele. Daher pflegten die Kirchen ihren traditionellen Friedhof weiter. Sie sollten ihn aber zusätzlich im Internet ‚begehrbar machen‘ und virtuelle Trost- und

Gedenkstätten anbieten“, so Brok weiter. Eine Verbindung stecke in der Idee, Grabsteine mit einem sogenannten QR-Code auszustatten. Diesen kann man sich dann mit einem Smartphone einscannen und darüber dann auf die gewünschte persönliche Gedenkseite im Internet gelangen.

Aus dem Grübeln ausbrechen Die Gemeinde als Heimat für vereinsamte Ältere

von Dr. Christoph Morgner, Garbsen

Bei der letzten Tagung des Evangelischen Seniorenforums ESF hielt Altpräsident Dr. Christoph Morgner vom Gnadauer Gemeinschaftsverband das Referat „Wie wecke ich bei älteren Menschen Interesse an geistlichen Inhalten, an Gottesdiensten und...“. Der Referent sprach sich für eine einladende kirchliche Arbeit der Liebe, Wertschätzung und Freude aus. Morgners Darlegungen geben wir folgend im vollen Wortlaut wieder.

Es gibt Fragen, die sind leichter gestellt als beantwortet. Das ist hier der Fall. Das sollte man nicht vermuten: Normalerweise geht man davon aus, dass bei älteren Menschen die Zugänge zu geistlichen Angeboten reichlich vorhanden sind. Wenn Interesse daran besteht, dann doch in der älteren Generation, Viele sind noch religiös sozialisiert: durch die Familie, die Schule, den Konfirmandenunterricht, vielleicht später durch die kirchliche Jugendarbeit. Es kann doch nicht schwer sein, daran anzuknüpfen und Brücken zu unseren kirchlichen Angeboten zu bauen! Darüber hinaus sollten doch Menschen, die eine Fülle von Lebenserfahrung gewonnen, manches Schwere durchstanden und öfters an den Grenzen ihrer Möglichkeiten gestanden haben, dem Glauben leichter zugeneigt sein - sollte man

meinen. Die „Vorstellung, dass auf die heutigen und die künftigen Senioren Verlass ist, weil sie der Lebenszyklus gleichsam automatisch in die Kirchen führt, ist unter den kirchlichen Verantwortungsträgern weit verbreitet“. Da, demographisch bedingt, die Zahl älterer Menschen kontinuierlich zunimmt, sollte sich demzufolge gestroster Optimismus einstellen.

Doch Statistiken und Prognosen sprechen eine andere Sprache. Das zunehmende Alter unserer Zeitgenossen spielt uns nicht mehr unbedingt in die Karten, ich will mich jetzt nicht auslassen über unsere post-moderne Gesellschaft, über Traditionsabbruch, religiöses Analphabetentum und die diesbezüglichen Unterschiede zwischen Ost und West, Kluge diesbezügliche Analysen sind Legion.

Ich beschränke mich auf das gestellte Thema, hole aber etwas aus, weil ich meine: Das kommt unserem Anliegen zustatten. Alles Nachdenken muss mit einer nüchternen Sicht beginnen.

1. Die Ausgangslage

Wir spüren in unseren Gemeinden vor Ort: Die Wege zu älteren Menschen sind länger geworden. Das wird unterstrichen durch den Religions-Monitor von Bertelsmann aus dem Jahr 2008. Die Gleichung: Je älter, desto frömmer, geht nur bedingt auf. Zwar profitieren die religiösen Gemeinschaften in Deutschland derzeit von Religiosität und Frömmigkeit der Alten. Aber die Tendenz ist rückläufig. Schauen wir genauer hin:

Nicht mehr: Je älter, je frömmer
Bei den Älteren ist gegenwärtig der Anteil derer, die sich als „hochreligiös“ bezeichnen (mindestens einmal Kirchgang pro Monat), von allen Al-

tersgruppen mit 28 Prozent am höchsten. Als allgemein „religiös“ (gelegentlicher Kirchgang) bezeichnen sich 47 Prozent. Das sind weniger als in der Generation der 30- bis 40jährigen (64 Prozent). 21 Prozent bezeichnen sich bewusst als „nicht religiös“. - Fazit: Zwar sind gegenwärtig die älteren Jahrgänge frömmer als die jüngeren. „Aber unter diesen über 60-jährigen sind hohe Anteile derer, für die der Satz ‚Je älter, je frömmer‘ nicht (mehr) gilt.

Die zunehmende Distanz zwischen Kirche und älterer Generation wird besonders augenfällig,

wenn es um christliche Inhalte geht: Die Aussage des christlichen Glaubens, dass es ein Leben nach dem Tod gibt, wird nur von 32 Prozent der älteren Generation bejaht. Bei den 18- bis 29jährigen sind es hingegen 41 Prozent. 61 Prozent der Älteren sind überzeugt: Mit dem Tod ist alles aus. Dagegen sind nur 41 Prozent der Jüngeren dieser Meinung. Auch die Sinnlosigkeit des Lebens wird von mehr als drei- bis viermal so vielen Älteren behauptet wie von der jüngeren Generation. Bei Älteren ist auch die Aussage am höchsten

frequentiert (54 Prozent), der zufolge Gott oder das Göttliche eine „Energie“ sei, die alles durchströmt.

Distanz zur Kirche

Dieses diffuse Gottesbild entbehrt jedoch inhaltlicher Konturen. Viele Ältere gehen deshalb hoffnungsarm nach vorn: Der christliche Glaube trägt nicht mehr, und andere Angebote aus dem religiösen Materiallager stehen mental nicht (mehr) zur Verfügung. Wir haben es de facto mit einer Sowohl-als-auch-Generation zu tun: Auf der einen Seite das höchste Maß an intensiver religiöser Verbundenheit, verglichen mit anderen



Dr. Christoph Morgner

Foto: Gnadauer Verband

Altersgruppen. Andererseits eine geballte Hoffnungslosigkeit, verbunden mit spürbarer Skepsis bzw. Ablehnung christlicher Glaubensinhalte. Hinsichtlich bestimmter Deutungen des Lebens sind weite Teile der älteren Generation schon längst zu den Kirchen auf Distanz gegangen.

In unseren Gemeinden sind wir herausgefordert, diese Lage nüchtern zu sehen und Abstand zu nehmen von dem Denken, als hätten wir es bei Älteren durchweg mit religiös positiv und erwartungsvoll gestimmten Menschen zu tun. Unser Thema wäre nicht gestellt, wenn dem so wäre. Über die Statistiken hinaus tun wir wohl daran, die Großwetterlage differenziert wahrnehmen: Wir haben in allem ein Stadt-Land-Gefälle, dazu ein Gefälle zwischen Ost und West, Nord und Süd. Das will bei den folgenden Ausführungen stillschweigend mitbedacht werden.

Die vorhandenen Zahlen entlasten uns auch: Wenn heute ältere Menschen weniger an Kirche interessiert sind als früher, ist weniger die Kirche das Problem, sondern an der Kirche zeigt sich das Problem: Man lebt zunehmend „alltagsbezogen pragmatisch“. Davon sind mehr oder weniger alle Institutionen erfasst. In diese Entwicklung sind wir als Kirche einbezogen. Die Analyse sollte uns helfen, nüchtern unsere Lage zu sehen und daraus entsprechende Konsequenzen zu ziehen.

2. Unsere Motivationen

Unser Kerngeschäft besteht darin, Menschen aller Altersgruppen mit der Botschaft vom dreieinigen Gott zu dienen. Wir zielen darauf ab, die Menschen in unseren Gemeinden das Glauben und das Lieben zu lehren. Es geht um „Christ werden und Christ bleiben“. Das Missionarische ist nicht das, was wir auch noch machen, sondern das, was unsere Gemeinden ausmacht, wenn sie sich in der Spur des Evangeliums bewegen wollen. Wenn wir werbend auf Menschen zugehen, tun

wir das in der Form der Bitte. Sie ist die angemessene Einladungsgestalt des Glaubens: „Wir bitten an Christi Statt“ (2. Kor 5,20), wir nötigen und drängen nicht. „Komm und sieh es!“ (Joh 1,46), laden wir ein. Die ausgebreiteten Arme und die einladende Geste sind hierfür typisch. Dafür brauchen wir die Selbstüberzeugung: Wir haben das Herrlichste zu geben, was es unter dem Himmel gibt: Frieden mit Gott. Wir wollen nichts von den Menschen, wir beschenken sie, Wir laden zum Heiland ein, der „Heil und Leben mit sich bringt“. Jeder soll erleben: „Gott nahe zu sein ist mein Glück“ (Ps 73,28; Jahreslosung 2014).

Gut gehende Gemeinden

Deshalb zielen unsere gemeindlichen Angebote auf geistliche Inhalte (so das Thema). Es muss uns regelrecht „kribbeln“: Wie können wir Menschen in die Streubreite des Evangeliums bringen, dorthin, wo sie diese Botschaft hören? Wo Menschen diese Einladung annehmen und unsere Veranstaltungen gut frequentiert sind, lacht das Herz der Verantwortlichen. Wenn dieser Motivation die Absicht hinzutritt, unsere Kirchen und Gemeindehäuser zu füllen und dem Mitgliederschwund entgegenzutreten, ist das keineswegs unehrenhaft, sondern durchaus geistlich. So uneigennützig müssen wir gar nicht sein, dass wir bei Mission nur an andere denken. Es kann schließlich dem Evangelium nur gut gehen, wenn es auch unseren Institutionen gut geht. Schließlich sind diese Träger der Verkündigung.

Wo wir uns um Menschen mühen, tun wir somit nicht nur denen etwas Gutes, die das Evangelium hören, sondern auch unseren Gemeinden. Der positive Ertrag stellt sich in doppelter Hinsicht ein:

Quantitativ: Die Gemeinde mit ihren Gruppen wächst. Die Zahl der Mitglieder nimmt zu. Die Gelder und Ressourcen erweitern sich.

Qualitativ: Wachstum wirkt sich erfreulich auf das Innenleben einer Gemeinde aus. Wenn Mitarbeitende erleben, wie sich Menschen einladen

lassen, sie gar zum Glauben finden, wird das zu einem starken Motiv, sich weiterhin zu engagieren. Obendrein hält es die Mitarbeitenden fit und schmiegsam, weil sie genötigt sind, sich immer wieder auf neue Menschen und Situationen einzustellen. Alles Einladen, alles Interesse wecken muss mit der Anfrage an die eigene Adresse beginnen: Was ist unsere Motivation? Warum unser Engagement?

3. Unser Angebot

Wie gehen wir vor? Wie können wir unsere Räume füllen und unsere Botschaft noch wirkungsvoller ins Spiel bringen? Hier bietet sich uns kein Königsweg, der unfehlbar wirksam unsere Räume füllt, sondern hier haben wir es mit einem Gesamtpaket zu tun, von dem mir fünf Elemente wichtig sind:

Erzählen und bezeugen

Heute besteht wenig Interesse an Wahrheiten, Dogmen und Institutionen. Interesse kommt auf, wenn erzählt wird. „Das Christentum verkündet und bewohnt eine Welt, die von Geschichten durchformt ist, deren Ideen und Werte gegründet und gestaltet sind von der Erzählung von Gottes Beziehung zu seinem Volk und vor allem von der Erzählung von Jesus von Nazareth“ (Alister E. McGrath, in theologische Beiträge 41. Jg. 10-1, 29). Unser Glaube stellt kein steiles Gedankengefüge dar, geschweige denn eine Ansammlung von Vorschriften. Er gründet auf gelebtem Leben. Deshalb ist die Bibel durchflutet von Erzählungen.

Das betrifft auch Erzählungen auf anderer Ebene: Zwar haben unsere Zeitgenossen nur geringes Interesse an unseren Institutionen und Dogmen, aber sie werden ausgesprochen hellhörig, wenn Christen ehrlich aus ihrem Leben berichten: auch von Krisen, Zweifeln, Ängsten, Krankheit und Leid. Das wird nach wie vor aufmerksam zur Kenntnis genommen. Herbert A. Gornik vom Deutschlandfunk konstatiert; „Wenn Personen vorgestellt werden, erleben wir im Rundfunk eine um das fünffache höhere Akzeptanz, wenn

Menschen Antwort geben auf die Frage: Warum denken Sie, wie Sie denken? Oder auf konkrete Dinge, auf den Tod der Tochter genauso, wie auf die Frage, was der Krieg soll und warum Gott das Leiden zulässt. Das geht von großen zu ganz simplen Fragen. Da kommt Interesse auf“ (Morgner, Geistliche Leitung als theologische Aufgabe, Stuttgart 2000, 304).

Geschichten voller Hoffnung

Was trägt sich hier zu? Unsere kleinen persönlichen Erzählungen und Erlebnisse werden zur großen Gottesgeschichte in Beziehung gesetzt. Genau darin liegt unsere Aufgabe: zeigen, wie die Geschichten der Bibel mit den Geschichten der Mensch heute verbunden sind und sich verbinden lassen. Das wird zu einer unaufdringlichen Inspiration, das eigene Leben zu reflektieren und eventuell zu verändern.

Der englische Theologe Alister E. McGrath (siehe oben) bekennt: „Ich habe früher den christlichen Glauben argumentativ vorgetragen. Es gab Diskussionen. Ich wollte überzeugen, „dass das Christentum wahr und recht sei. Heute aber würde ich die Wahrheit des Evangeliums anders vermitteln. Ich würde mit meiner eigenen Geschichte beginnen und erzählen, wie ich selbst zum Glauben gefunden habe“. Er nennt dafür zwei Gründe: „eine Geschichte (ist) viel interessanter als jede Diskussion“. Und „meine eigene Geschichte zeigt, dass das Christentum real ist, dass es in der Lage ist, das Leben von Menschen zu verändern, ihnen Gründe fürs Dasein und eine feste Hoffnung für die Zukunft zu geben“.

Indem wir erzählen und bezeugen, vermitteln wir eine persönliche Realität, die allen christlichen Lehren zugrunde liegt. Wir bestätigen diese durch unser Leben. Die Brücke zu skeptischen und kirchlich abständigen Menschen schlägt nicht die Theorie christlicher Lehre, sondern unser Leben, unsere Erfahrungen, die wir mit dem Glauben machen. Wir sind geneigt, das in die zweite Reihe abzuschieben. Hauptsache: die Botschaft, Gut, aber sie will verknüpft und unterlegt

sein von persönlicher Erfahrung. Bloßes Darlegen von Inhalten erweist sich als zu wenig. Alles will unterfüttert sein vom eigenen Erleben.

Ansteckender Glaube

Nach wie vor entsteht Glauben durch eine Art Infektion, Einer steckt sich am anderen an. Deshalb sind Begegnungen und Berührungen unglaublich wichtig. Ein schlichter Vergleich: Meine Frau und ich waren bei einem Fest zu Gast. Das Wetter war wunderbar. Im Garten stand ein großes Trampolin. Das reizte die Kinder und die Jugendlichen. Bald schauten sich einige Erwachsene zögernd an: „Sollten wir's vielleicht auch mal probieren?“ Einige wagten's. Sie hatten Spass dabei. Am Ende gab's kein Halten mehr. Kein Schild hat aufgefordert: „Alle aufgepasst: Hüpfen fördert die Gesundheit! Wer sich nicht bewegt, ist früher tot“. Nein, die Sache sprach für sich: Einige waren fröhlich dabei. Das lockte an. Das machte neugierig, es selbst zu probieren.

Es reizt, das auf unsere Gemeinden zu übertragen. Wir kennen die „Schilder“, die mehr oder weniger kräftig auffordern: „Komm in die Kirche! Auf zum Seniorentreff! Ohne Gottesdienst kein Sonntag! Ohne Gott gehst du verloren“. Der Effekt ist gewöhnlich nur gering. Wir leiden darunter. Übertragen wir es vorsichtig: Beim Trampolinspringen waren einige munter und gern dabei. Völlig unbeabsichtigt hat deren Treiben angelockt: „Ich probiers auch mal aus“.

Genauso läuft's beim Glauben, Wir sollten - jeder für sich - einmal darüber nachdenken, an welchen Menschen und in welcher Gruppe wir uns „angesteckt“ haben. Da war lebendiges, ehrliches und fröhliches Christsein. Das hat positiv auf uns eingewirkt, uns nachdenklich gemacht und sich leise auf uns übertragen.

Glauben fröhlich leben

Effektives Werben geschieht deshalb indirekt: Wo Christen ihren Glauben selbstverständlich, authentisch und fröhlich leben, spricht das an. Nicht alle, aber einige. Da kommt was rüber.

Und das auch dann, wenn wir von unseren Zweifeln und Niederlagen reden.

Hansjörg Hemminger unterstreicht das; Plausibilität für das Christliche entsteht heute durch Begegnung mit christlichen Milieus, die in der Lage sind, das Gefühl zu vermitteln: „Man kann mit Gott besser leben als ohne! Durch Jesus wird uns Gutes getan. Es lohnt sich zu glauben, gerade angesichts der Ratlosigkeit, die das persönliche Leben wie auch den Weg der Welt säumen. Dafür stehen wir persönlich ein“. Das löst Nachdenken aus und macht neugierig. Und Neugierde ist bekanntlich der beste Missionar.

Wir brauchen deshalb viele Berührungsflächen zwischen Christen und solchen, die es werden sollen, Berührungsflächen vor allem außerhalb der Gemeinde: in den tagtäglichen persönlichen Begegnungen, in Vereinen, Nachbarschaftskontakten etc. je mehr, desto besser. Hier verbietet sich eine abgeschottete Haltung. Dabei bleibt nicht verborgen, was uns heilig ist. Andere erleben Christsein hautnah. Man bekommt wechselseitig mit, was gedacht, gefühlt und worunter gelitten wird, Das baut Brücken, eventuell doch einmal zum Seniorennachmittag mitzukommen.

Gewöhnlich lassen sich zu unseren Veranstaltungen nur solche einladen, zu denen derartige Kontakte bestehen. Deshalb lasst uns selber, aber auch unsere Mitchristen, kontaktfähig werden und sein - ohne das mit der Absicht zu verbinden, sofort und gleich etwas für das Evangelium zu erreichen. Lasst uns Brücken des Miteinanders und des Vertrauens schlagen. Dann hoffen und erbitten wir von Gott „Infektion“. Ein Seniorenkreis mit abgeschotteten Teilnehmern dagegen reduziert sich biologisch.

Wenn wir fragen, wie wir Menschen erreichen können, ist zunächst weniger eine Frage von Programmen, die wir auflegen, als vielmehr nach Kontakten, die wir pflegen. Erst durch sie bekommen unsere Angebote und Programme ihren Zulauf und Zuspruch.

Gemeinschaft anbieten

Ein wichtiges Kennzeichen der gegenwärtigen Gesellschaft ist die „Flüchtigkeit und Vorläufigkeit von Beziehungen“. Das reicht bis hinein in die Familie. Der Soziologe Ulrich Beck stellt fest, dass sich der Typ der „Verhandlungsfamilie auf Zeit“ herausgebildet habe, ein „Zweckbündnis zum geregelten Emotionalitätsaustausch auf Widerruf, Unter diesen fragilen Verhältnissen leiden auch die Älteren. Dazu kommt eine mobile Gesellschaft: Kinder und Enkel sind oft räumlich weit entfernt.

Aber die Sehnsucht ist groß, irgendwo dazugehören, für andere wichtig und in Gemeinschaft eingebunden zu sein. Der Mensch ist auf Gemeinschaft angelegt. Allein geht man ein. Die Ich-Du-Beziehung ist für unser Menschsein konstitutiv. Wo soziale Bindungen bröckeln, leidet der Mensch, meist der Ältere mehr als der Jüngere. Viele Ältere sind einsam: allein mit dem Fernseher und dem Wellensittich. Die Großfamilie auf dem Land, in die Ältere selbstverständlich und tätig eingebunden waren, zerbröckelt. Die Quote der Alleinlebenden ist besonders in den Städten sehr hoch. Einsamkeit, Langeweile und Lebensüberdruß liegen bedrohlich nahe beieinander.

In diese Situation hinein bieten wir Gemeinschaft an: in Gottesdiensten mit Kirchenkaffee, im Seniorenkreis, bei Freizeiten etc. Alles dicht vor Ort, von Mensch zu Mensch. Es geht liebevoll und fürsorglich zu. Die Gemeinde erweist sich als ein soziales Netzwerk, das auch in schwierigen Augenblicken halt bietet. Hier kann man erzählen, was einen beschwert. Hier finden sich Menschen, die zuhören. Wer des Trostes bedarf, findet offene Ohren und Herzen, Telefonate und Mail gehen hin und her. Man betet füreinander und feiert miteinander. Keiner bleibt mit sich allein.

In unseren Gemeinden bieten wir regelmäßige Veranstaltungen. Viele der Älteren würden sonst kaum unter Menschen kommen. Wir bieten kleine Ziele und Abwechslungen für den Tag.

Auf den Seniorenkreis freut man sich bereits vorher. Dort bricht man zeitweilig aus seinen Grübeleien aus. Dort schwindet das Gefühl, allein und überflüssig zu sein. Hier ist jeder wichtig.

Freundliches Klima

Das Klima unserer Veranstaltungen erweist sich als mindestens so wichtig wie die gebotenen Inhalte. Dieses Klima sei dreifach charakterisiert:

- Klima der Liebe. „Daran wird die Welt erkennen, dass ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt“ (Joh 13,35). Manche im Kreis der Senioren sind leicht vergesslich, dement und körperlich schwach. Anderswo werden sie vielleicht belächelt, ausgegrenzt und nicht für voll genommen. Bei uns gehören sie dazu. Sie werden unterstützt. Für sie wird gebetet. Sie werden besucht. Ihnen wird geholfen, so gut das geht.

- Klima der Wertschätzung. Wir behandeln den älteren Menschen respektvoll, keineswegs von oben herab. Wir würdigen die individuellen Biografien. Wir lassen erzählen und fragen nach, Die gemachten Erfahrungen sind uns wichtig. Wir helfen dem Einzelnen, die Spuren des göttlichen Segens im eigenen Leben zu entdecken. So erfährt der ältere Mensch Aufmerksamkeit, die er vielleicht anderswo entbehren muss. Geburtstage und Jubiläen werden festlich begangen.

- Klima der Freude. „Bei Ihnen wird ja gelacht“, musste sich die Leiterin einer Gemeindegruppe von einer Frau anhören, die zum ersten Mal dabei war. Was für ein Image haben wir als Christen! Der Leipziger Thomaskantor Georg Christoph Biller hält fest: „Unsere evangelischen Gottesdienste sind von Ernst und Traurigkeit gekennzeichnet“. Wahrscheinlich trifft das auch auf andere Veranstaltungen zu. Hier herrscht für Außenstehende der Eindruck: Dort sind Gutmenschen beieinander, die das Beste wollen. Dementsprechend angestrengt und ernst geht es zu. Doch wo eine herbe, bemühte Frömmigkeit umgeht, leidet die missionarische Ausstrahlung, Salopp gesprochen: „Da kommt nichts rüber“.

Der englische Erweckungsprediger Charles Haddon Spurgeon hat deshalb empfohlen: „Der christliche Prediger muss sehr heiter sein. Ich empfehle Heiterkeit allen denen, die Seelen gewinnen wollen. Nicht Leichtsinn und Oberflächlichkeit, aber ein freudiges, glückliches Gemüt. Man fängt viel mehr Fliegen mit Honig als mit Essig“.

Spurgeon hat gewusst, was durch vielfältige Untersuchungen bestätigt wird: Humorvolle, heitere Menschen erweisen sich als eine Wohltat für andere. In ihrer Nähe fühlt man sich gut aufgehoben. Da geht es fröhlich zu. Da wird gelacht. Das macht ungewollt aufmerksam. Neue kommen gern hinzu, denn Freude macht neugierig und lockt an. Am Ende ziehen sie „ihre Straße fröhlich“ (Apg 8,39).

Von einer Gemeinschaft, von einer Gruppe, in der es fröhlich zugeht, geht eine ermutigende und einladende Dynamik aus. Die Freude, die uns selbst erfasst hat und in der wir leben, überträgt sich auf andere. Sie steckt an und macht Mut, nun auch selbst in das Land der Freude einzutreten. Das Image eines Kreises erweist sich als höchst bedeutungsvoll. Wer selber gerne hingehet, lädt wahrscheinlich auch gerne andere dazu ein.

Zur Mitarbeit aktivieren

Viele der Älteren sind durchaus fit und unternehmungslustig. Sie fühlen sich nicht ernst genommen, wenn wir lediglich etwas für sie anbieten. Sie wollen mitplanen und mitgestalten - so, wie das viele von ihrer beruflichen Tätigkeit her gewohnt sind. Es besteht ein „starker nachweisbarer Zusammenhang zwischen Glücksempfinden und Aktivitäten eines Menschen“. Es gibt „keinen stärkeren Faktor als ein in jeder Hinsicht aktives Leben“. Dabei geht es weniger um die Art der Aktivität, sondern um das Dabeisein und Mitmachen. Hier erlebt sich der ältere Mensch als wichtig, Er kann etwas einbringen. Das steigert sein Wertgefühl. Selbst der geschwächte Senior kann ermutigt werden, für andere Menschen zu beten.

Manchmal lassen sich selbst kirchlich eher Abständige bitten: „Hilf mit! Wir brauchen dich und deine Kompetenz für eine bestimmte Aufgabe“. Wichtig für den Einstieg ist dabei das Aufzeigen eines überschaubaren, begrenzten zeitlichen Rahmens. Sonst fühlt man sich schnell vereinnahmt: Ich gebe den kleinen Finger, die nehmen sofort die ganze Hand. Der Mensch heute - quer durch alle Altersstufen - hat einen Horror davor, sich für unabsehbare Zeit zu binden. „Menschen schrecken davor zurück, sich auf Gruppen einzulassen, die mit keiner zeitlichen Befristung verbunden sind“. Deshalb ist es erforderlich, sowohl die Eingangs- als auch die Ausgangstür für das Engagement zu zeigen. „Das Ende der Eindringlichkeit ist die Aufdringlichkeit“, hat Dietrich Bonhoeffer einmal formuliert. Wir überlassen es Gottes Geist, weiteres Interesse zu wecken und in Menschen sein Feuer anzuzünden. Tatsache ist, was Pfarrer Paul Deitenbeck einmal so ausdrückte: „Mancher begegnet dem Herrn im Weinberg des Herrn“. Dort kommt es zu schlichten menschlichen Begegnungen. Im Miteinander werden Vorurteile über Christen und Kirche abgebaut.

Fazit: Wer zu uns kommt, soll erleben: Mein Lebensglück wird gemehrt. Es macht Freude, dabei zu sein.

Impuls Singen

Auch zum Singen kann und soll aktiviert werden. Für viele Ältere ist Gesang seit Kindertagen selbstverständlich. Viele haben viele Lieder gespeichert. Selbst solche, die zu leichter Demenz neigen, zeigen sich gewöhnlich hier noch stark. Viele Choräle sind noch in Köpfen und Herzen präsent. Aber auch Volkslieder gehören zum Schatz des Erworbenen, Viele davon haben einen geistlichen Hintergrund. In ihnen finden sich wiederkehrende Themen, die gerade bei Älteren biographische Assoziationen hervorrufen: Heimat, Liebe, Gemeinschaft, Natur, Wandschaft und Tod. Dies alles sind Aufhänger, darüber nachzudenken und geistliche Impulse anzuknüpfen. Das Singen hat auch einen Wert in sich - jenseits des gesungenen Liedgutes. Denn da-

bei werden zahlreiche Areale in Hirn und Körper aktiviert, die Fitness und Wohlbefinden steigern.

Resümee: Das Aktivieren wird nur im Rahmen des jeweils Möglichen denkbar sein. Es wird immer auch Arbeit mit älteren Menschen geben, in der die Elemente der Betreuung im Vordergrund stehen.

Darüber reden

Es gibt vielerorts eine eigentümliche Verschämtheit, was unsere christlichen Angebote betrifft. Diese Hemmungen haben sogenannte weltliche Vereine gewöhnlich nicht. Lasst uns nicht nur Gutes tun, sondern auch darüber reden: in Vorankündigungen, die neugierig machen. Wichtig sind auch Berichte im Nachhinein. Was nicht medial vorkommt, existiert in der Öffentlichkeit nicht. Als Medien bietet sich vor allem der Gemeindebrief an, der in alle Häuser kommt und den Bekanntheitsgrad der Bildzeitung erreicht. Je nach lokaler Möglichkeit sollten auch die allgemeinen, Öffentlichen Medien genutzt werden. Wo sich das unter Ziffer 3 Ausgeführte zuträgt, spricht sich das herum. Das weckt Interesse, dazuzukommen und damit in die Streubreite des Evangeliums einzutreten.

4. Unser Programm

Ältere Menschen (siehe oben) werden heute nicht unbedingt von der Frage umgetrieben, wo sie einen gnädigen Gott kriegen oder wo sie wohl ihre Ewigkeit zubringen werden. Umso mehr geht es ihnen um die Frage, wie sie ihr Leben heute bewältigen können, Einstieg zum Wecken von Interesse bilden heute vor allem die sogenannten Lebensfragen: „Wie werde ich mit meinem Leben und meinem Altern fertig?“ Alles was zu Alltagsbewältigung dient, wird als interessant empfunden. Der ältere Mensch soll bei uns finden, was ihm zum Leben und für den Alltag hilft: Etwas über den Umgang im Haus mit Kindern und Enkeln, über Ängste vor dem Älterwerden, zu Fragen von Sicherheiten aller

Art, zu gesundheitlicher Fitness, ferner alles, was mit Demenz und Pflegebedürftigkeit zu tun hat, Hilfen zum Erstellen eines Testaments, zu Fragen von Sterben und Beerdigung, auch zu politischen Fragen auch am eigenen Ort sowie Informationen zu Orts- und Regionsgeschichte und -geschehen.

Bezug zur Gottesfrage

Indem wir solche Themen aufgreifen, gleiten wir nicht auf Nebenschauplätze ab. Denn jede Lebensfrage hat bei genauer Beleuchtung stets einen Bezug zur Gottesfrage. Es gibt keinen Lebenssektor, bei dem die Frage nach Gott unerheblich oder gar entbehrlich wäre. Auf keinem Sektor kann auf den Rückgriff auf Gott verzichtet werden. Bei sorgfältigem, auf den Grund gehendem Bedenken werden wir stets auf Gott stoßen, den Ursprung des Lebens. Ohne Gott geht die Gleichung des Lebens nicht auf.

Hier versteht es sich von selbst, dass die Verantwortlichen die Themen nicht einfach vorsetzen, sondern sie mit den Teilnehmenden absprechen und auf Vorschläge hören. Die thematischen Angebote sollten nicht als steile Vorträge gehalten sein. Das würde manchen wohl überfordern. Das Gebotene sollte, so gut das jeweils möglich ist, mit Lebenszeugnissen gespickt sein. Tenor: „Mit Gott zu leben ist besser als ohne“. Dazu kommen als weitere Programmangebote Fahrten, Ausflüge und Gemeindefreizeiten, sowie Freiluftveranstaltungen und Feste aller Art. Dort kann jeder einzelne sein Maß an Nähe und Zugehörigkeit selbst bestimmen.

5. Unsere Selbstveränderungen

Um ältere Menschen für geistliche Inhalte zu interessieren, bietet sich uns kein Königsweg, der zielsicher zu den gewünschten Ergebnissen führt und Menschen in unsere Kirchen und Gruppen treibt. Es handelt sich um mehrere Komponenten, die nur als Ganzes wirken:

- die Motivationen, die uns bewegen;
- Haltung bzw. Stil, in dem wir auf andere

Menschen zugehen und in dem wir als Christen miteinander umgehen. Das Klima unserer Zusammenkünfte und Gottesdienste ist von Herzlichkeit, Wertschätzung und Freude durchdrungen. Wir erzählen und bezeugen, aber wir bedrängen nicht.

Unsere Programme, die wir öffentlich anbieten und zu denen wir gezielt einladen. Hierbei verhält es sich wie mit einem Fass. Das wird von vielen einzelnen Dauben gebildet. Normal und zweckdienlich ist es, wenn diese eine einheitliche Länge haben. Stellen wir uns vor: Deren Länge fällt unterschiedlich aus. Wird die Tonne gefüllt: Wie hoch wird wohl das Wasser reichen? Logischerweise bis zur kürzesten Daube. Die bestimmt die Höhe des Wasserpegels. Sie entscheiden darüber, wie viel Wasser das Fass aufnehmen kann.

Übertragen wir das Bild: Gott gießt Wasser in das Fass unseres Gemeindelebens. Davon gehen wir aus. Mal erleben wir einen Patzregen, ein andermal nieselt es nur, oder es gibt dürre Zeiten. „Gott will, dass allen Mensch geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1. Tim 2,4), An uns ist es, Seniorenarbeit als ein „Fass“ zu erstellen, das möglichst viel vom göttlichen Segen aufnehmen kann. Lasst uns Chancen ausloten und Schwachstellen minimieren. An welchen Stellen erleiden wir Verluste? Alle genannten Elemente sollten möglichst gleich „hoch“ sein:

- Was nützt ein reich gefülltes inhaltliches Programm, wenn die Atmosphäre eher kühl und geschäftsmäßig ausfällt und es an Respekt voreinander mangelt?!
- Was nutzt eine freundliche Atmosphäre, wenn inhaltlich nur Dürftiges geboten wird und Langeweile um sich greift?!
- Was bringt das Gebotene, wenn die Öffentlichkeitsarbeit im Argen liegt und man unter sich bleibt?!

Hilfe von außen holen

Wo haben wir - jeder an seinem Ort - die „kürzeste Daube“? Was ist bei uns verbesser-

rungsfähig? Darüber sollten wir ehrlich nachdenken. Wo sind wir festgefahren? Was müssen wir umstellen? Was können wir unternehmen, damit unsere Seniorengruppen nicht zu immer kleiner werdenden Zirkeln schrumpfen? Wir werden, davon bin ich überzeugt, nur in dem Maß Menschen gewinnen können, wie wir selbst bereit sind, an uns zu arbeiten und uns zu verändern.

Unser Thema nötigt zum Innehalten. Wo wir auf Defizite stoßen, lässt sich meist etwas daran ändern. Nicht jeder Schwachpunkt ist unabänderlich. Wir sollten nicht zu stolz sein, Hilfe und Anregungen von außen einzuholen. Oft sind wir erstaunlich betriebsblind, was die eigene Gemeinde betrifft. Hier helfen uns Inputs von außen, vor allem Kontakte zu denen, die ähnlichen Formen an Seniorenarbeit betreiben. Wir können viel voneinander lernen, auch durch wechselseitige Besuche der Verantwortlichen.

Die, die sich in unseren Gemeinden engagieren, sollten wir so oft wie möglich zu Lehrgängen und Seminaren entsenden, die von der Kirche und den freien Werken angeboten werden. Es wäre schade, wenn dieses Potential nicht genutzt würde!

6. Wir beten und arbeiten

Lasst uns zusammenhalten, was zusammen gehört. Wir bringen Gottes Wort an die Herzen heran. Darin liegt unsere Aufgabe. Hierfür können wir nicht Fleiß genug aufbringen. Dem weit verbreiteten Desinteresse und der massiven Hoffnungslosigkeit treten wir mit der Kraft der Güte, der Kompetenz und der Sorgfalt gegenüber. Hier sollen Phantasie und Liebe auf Hochtouren laufen, das ist gleichsam unser Kerngeschäft: Gottes Wort an die Herzen heranbringen. Gott bringt das Wort in die Herzen hinein. Dieses Geschehen ist für uns unverfügbar, Hier lässt sich nichts erzwingen. Gott handelt, wann, wo und wie er will. Aber mit unserer Aufgabe haben wir genug zu tun. An unserer Einfallslosigkeit darf es nicht scheitern, das göttliche Wort an die Herzen heranzubringen.

Dann beten wir vor unserem Handeln, beim Handeln und danach und warten ab, was Gott bewirkt. Ich bin der Überzeugung, dass Gottes Geist in, mit und unter menschlichen Beziehungen und Kommunikationsvollzügen Glauben schenkt.

Wir wünschen uns große, beeindruckende Zahlen. Aber es gibt zu denken, dass Martin Luthers Erfahrung eher in andere Richtung ging: „Christen sind seltene Vögel“. Das macht uns bescheiden und demütig. Wir freuen uns über jeden einzelnen, der über die Schwellen unserer Kirchen und Gemeindehäuser tritt und danken Gott.

Zu mir selbst finden Wissen um die Einbindung in das Werden und Vergehen

In der Gerontologie bahnt sich ein Erkenntniswandel an. Stand in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts die neue Sicht der aktiven, initiativen jungen Alten im Vordergrund; sie brachte die Dreiteilung der Alterspopulation in diese Gruppe der früh berenteten, neuen und nach der Pensionierung nochmals auflebenden Jungen Alten zwischen 60 und 75 Jahren, in die Alten in der Übergangsphase mit ersten gesundheitlichen Defiziten zwischen 75 und 80 Jahren und sodann in die hoch betagten Alt-Alten mit erheblicheren Einschränkungen und Defiziten jenseits des 80. Lebensjahrs mit dem Schlusspunkt Tod. Diese Sicht hatte mit ihrem Sog zum Lebensende hin etwas Unabänderliches. Souveräne Entscheidungen wurden vor allem den Jungen Alten angesonnen. Eine Intervention des diesem Kontinuum ausgesetzten Individuums schien dann allenfalls noch in der Übergangsphase möglich, wenn die End-Siebziger die Dinge für ihr Hochbetagten-Stadium richten sollten.

In der Zeit um das Jahr 2000 beschränkte sich die Gerontologie wegen der Kompliziertheit der Dreier-Einteilung des Alters auf die Unterscheidung des Dritten und Vierten Alters. Wobei wiederum das Dritte Alter als Jahre der Aktivität, des Reisens, der Kommunikation und des Wellness gesehen wurden und das Vierte Alter von gesundheitlichen Einschränkungen, Pflegebedürftigkeit, Demenz und Lebensabschied gekennzeichnet schien. Gesundheitsaktivitäten im dritten Alter sollten die Medikalisierung im hohen Alter nach der Kompressionstheorie zur Kostensenkung eindämmen. Das Gesamt-Lebensmodell wurde aus der alten Dreier-Kombination von Kindheit/Jugend mit Bildung, Erwachsenenzeit mit Arbeit und Familie sowie dem Alter mit Freizeit auch durch die längere berufliche Sozialisation in der Postadoleszenz zum Fünfer-Modell ausgeweitet mit Kindheit/Jugend, Postadoleszenz, Erwachsenenzeit, zweitem Aufbruch und Alter.

Alt: Dreiphasige Lebens-Gliederung:

Bildung	Beruf, Familie	Alter
---------	-------------------	-------

Neu: Fünfphasige Lebensbiografie

Bildung	Post-adoleszenz	Beruf Familie	zweiter Aufbruch	Alter
---------	-----------------	------------------	---------------------	-------

Jung | Erwachsenen | Alt

Eine neue Sicht ergibt sich, wenn man dieses von der Wiege zur Bahre verlaufende horizontale Kontinuum mit dem Begriffspaar der allzeitig vorhandenen Potentiale und der eintretenden Verletzlichkeiten kreuzt. Dass die das Individuum verletzenden Vulnerabilitäten im Alter häufig auftreten, liegt auf der Hand. Aber bis zum letzten Atemzug besitzt der Mensch auch Potentiale, wie vor allem Andreas Kruse in Heidelberg immer wieder betont.

Der Mensch bleibt nach den neuesten Fortschreibungen der Entwicklungspsychologie dank seiner Plastizität bis an sein Ende zur Generativität aufgerufen. Dies bedeutet, dass er sich um die nachfolgenden Generationen sorgt. Mit Über-

sicht, Erfahrung, gespeichertem Wissen und Toleranz kann er in seinem Umfeld beispielhaft wirken. Vorbildhaft werden kann auch sein Einsatz zu Nachhaltigkeit im Sinne der Schöpfungs-Erhaltung. Und schließlich können Jüngere auch profitieren vom Wissen der alten Menschen um ihre Einbindung in einen die individuelle Lebensbahn überwölbenden ontologischen Zusammenhang. Dieser unseren Einzelbiografien übergeordnete und sie aufhebende Kosmos kann in Glaube, Religion, Vernunft und Teilhaberecht jeglichen Lebens erblickt werden. Das Wissen um solche Eingebundenheit ist die im Alter wachsende Gerotranszendenz: Sich gewiss zu werden, dass wir mit unserem Leben Teil eines größeren Ganzen sind, aus dem wir kommen und wohin wir gehen. Wer zu solcher Gläubigkeit findet, hat auch in seinen letzten Lebensstunden noch Potential. Die davon durchdrungenen Individuen sterben leichter, wie Ursula Lehr einmal festgestellt hat.



Ein schönes Beispiel für eine solche gerotranszendente Haltung ist das Gedicht „Der Herr geht mit“, das uns unser ESW-Ehrenvorsitzender Dr. Günther Freytag dieser Tage mitgeteilt hat. Es stammt von Prof. Dr. theol. Klaus-Peter Hertzsch, Jena, und lautet folgendermaßen.

Der Herr geht mit

Wir wissen nicht,
ob wir ans Ziel gelangen,
doch gehen wir los,
reihet sich Schritt an Schritt.

Und wir verstehen zuletzt:
Das Ziel ist mit gegangen;
denn der den Weg beschließt
und der ihn angefangen,
der Herr der Zeit
geht alle Tage mit.

K.-P. Hertzsch

Lebenswerk wirkt über uns hinaus

Professor Dr. Kruse referierte zum „Schöpferischen des Alters“

Eintreten für andere bei aller eigenen Verletzlichkeit, Selbstgestaltung und Weltgestaltung im hohen Alter, Generationenaustausch, Offenheit für Neues und Eintritt in den öffentlichen Raum propagierte Professor Dr. Andreas Kruse, Leiter des Instituts für Gerontologie der Universität Heidelberg, bei seinem Vortrag „Das Schöpferische des Alters“ zum 20jährigen Bestehen des Seniorenbüros Speyer. Er sah hierin eine Möglichkeit einer Fortexistenz auch nach dem Tod in nachfolgenden Generationen. Wegen der transzendentalen Aspekte seines frei gehaltenen Vortrags geben wir die Ausführungen Prof. Dr. Kruses hier in einer gerafft-kursorischen Mitschrift eines Zuhörers wieder.

Ich beglückwünsche das Seniorenbüro zu seinem Jubiläum. Es ist bemerkenswert, wenn sich so viele aktive Frauen und Männer, die in Sorge für andere Menschen stehen, zu diesem Jubiläum zusammen finden. Wir haben jüngst in meinem Heidelberger Institut 400 Hochaltrige zwischen 85 und 100 Jahren zum zentralen Thema ihres Alters befragt. Die meisten antworteten: Sie finden es als bereichernd und angenehm, wenn



Prof. Dr. Andreas Kruse Foto: IfGHD

sie noch im hohen und im höchsten Alter die Möglichkeit haben, sich um andere zu sorgen. In hohem Alter ist es für die Menschen sehr wichtig, die Möglichkeit zu haben, für andere zu sorgen. Wenn sich alte Menschen nicht mehr um andere kümmern können, nichts mehr für die Gemeinschaft und die Gesellschaft tun können, dann ist das Alter eine schwere Lebensphase. Wenn man hingegen für andere noch etwas tun kann, dann kann das im hohen Alter eine Erfüllung sein.

Sorgekultur

In Heidelberg geht es uns nicht nur um Pflegebedürftigkeit und medizinische Hilfen für alte Menschen, sondern wir fragen: Wie finden Hochaltrige die Möglichkeit, ihr Wissen weiter zu geben, etwas für andere zu tun, schöpferisch zu sein? Sich in der Gesellschaft so zu engagieren, wie sie es wollen? Wir sehen nämlich für alte Menschen bis in die höchsten

Lebensjahre Möglichkeiten, etwas für andere tun zu können. Die Schaffung solcher Sorgekultur ist eine der Möglichkeiten der Seniorenbüros. Auch Hochbetagte müssen sich in der Gesellschaft so engagieren können, wie sie es wollen.

Das hohe Alter ist eine bemerkenswerte Lebensphase. Es ist konfrontiert mit vielen Verletzlichkeiten. Vorhanden ist aber auch viel an Lebenswissen: Emotional, intellektuell und sozial. Die Verletzlichkeiten und das vorhandene Wissen sind zusammen zu führen. Geistig, kulturell und seelisch können alte Menschen sehr schöpferisch leben. Auf intellektueller, kultureller und geistiger Ebene. Da sind bemerkenswerte seelische und geistige Kräfte vorhanden.

In jedem Augenblick kann man etwas lernen. Den Augenblick wahrzunehmen bedeutet, Zeit und Ewigkeit zu verbinden. Das Lernvermögen bleibt bis ins höchste Alter bestehen. Solon von Athen bekannte als 79jähriger: Ich werde alt und lerne jeden Tag etwas Neues hinzu. Wir müssen offen sein für Neues. Die organischen und psychologischen Voraussetzungen zum Lernen sind auch im hohen Alter noch gegeben. Vielleicht lernt ein alter Mensch langsamer, aber er lernt. Das ist eine Entwicklung bis ans Lebensende. Dabei können wir uns unseres Selbst bewusst werden.

Selbstgestaltung

Im Alter vollzieht sich ein Prozess der Selbstreflektion, Einsicht und Bewusstwerdung des Selbst. Viele gewinnen nun Klarheit darüber, wer sie selbst sind. Das ist ein sehr ambivalenter Prozess, weil man dabei auch mit viel Enttäuschung über nicht Erreichtes konfrontiert wird. Die Selbstvergewisserung ist aber auch ein schöpferisches Moment.

Aufschlussreich sind unsere Interviews mit Hochbetagten. Da treten Tiefe, Humor, Einsicht und Erfahrung zutage. Da zeigt sich, wie der Mensch wieder zu den Ursprüngen seines Lebens zurück kommt. Glaubensinhalte, Glaubensformen und

Familien-Genealogie treten in den Vordergrund. Sie helfen alten Menschen, über sich nachzudenken. Sie kommen dabei zu sich selbst. Aber deutlich werden auch Endlichkeit, Vergänglichkeit, Verletzlichkeit. Jedoch sind wir dennoch schöpferisch und können hinzu lernen.

Weltgestaltung

In freundschaftliche Beziehungen zu treten und eine Sorgeskultur zu entwickeln ist ein Element der Entwicklung des Menschen. Der Mensch hat zur Grundlage die Treue zu anderen und die Freundschaft. Auch in Grenzsituationen ist diese Perspektive zu bewahren. Nachfolgenden Generationen sind die eigenen Erfahrungen weiter zu geben. Viel ist davon zu halten, wenn die verschiedenen Generationen zusammen arbeiten. Darin liegen individueller und gesellschaftlicher Fortschritt begründet. Der Soziologe Karl Mannheim sah solchen gesellschaftlichen Fortschritt in den 1920er Jahren im Austausch der Generationen, die jeweils spezifisch geprägt wurden und eigene Weltsichten haben. Neue Generationen gewinnen neue Einsichten. Alle Generationen haben einen Fundus an Weltwissen, haben aber unterschiedliche Sichtweisen. Der Generationendialog hat einen positiven Einfluss auf die gesellschaftliche Entwicklung neben den individuellen Fortschritten für die einzelnen.

Bei unserer Heidelberger Beratung von Firmen haben sich altersgemischte Tandems von jungen und älteren Mitarbeitern als erfolgreich erwiesen. Die Jüngeren profitieren vom Wissensfundus der Älteren, die Älteren werden vom Experimentieren der Jüngeren angeregt, die immer wieder neue Versuche anstellen. Die Älteren wollen ihr Wissen an ihre Nachfolger weitergeben, aber selbst neue Denkanstöße gewinnen. So ist neben Selbst- auch die Weltgestaltung wichtig.

Streitkultur

Wir haben in Heidelberg auch die Opfer und Verfolgten des NS-Regimes in vielen Ländern

befragt. Diese Verfolgungserinnerungen werden im Alter durchlässig. Alte Menschen haben wenige, aber emotional besetzte Kontakte bewahrt. Die Erinnerungen sind zahlenmäßig nicht mehr sehr zahlreich, aber da intensiv, wo sie emotional stark besetzt sind. Die Verfolgungen durch die Nationalsozialisten werden im Alter stark erlebt. Die Betroffenen ziehen daraus den Schluss, damit in die Schulen zu gehen und darüber zu informieren. Denn Streit ist wichtig für die Demokratie. Nachfolgende Generationen nehmen die Berichte auf und bringen uns damit in eine Auseinandersetzung. So ist die Theorie des mitverantwortlichen Lebens in Heidelberg entwickelt worden.

Am Beispiel des Komponisten Johann Sebastian Bach, von dem ich Ihnen Stücke vorspiele, wird uns ein Leben voller Belastungen und Traumatisierungen deutlich. Bach verlor früh seine Eltern, nach der Rückkehr von einer Konzertreise nach Karlsbad erfuhr er vom Tod seiner Frau und sein Lebensende war von Krankheiten gezeichnet. Trotzdem sind seine Lebensendwerke wie die H-Moll-Messe gewaltig und kraftvoll. Die Kunst der Fuge schrieb er, um seine Kompositionstechniken der Nachwelt weiter zu geben: Auch das ist Weltgestaltung. Auch nahm er am Lebensende noch Schüler in sein Haus auf und schrieb den Luther-Choral „Wenn wir in höchsten Nöten sein“ um in „Vor Deinen Thron tret' ich hiermit“.

Gerotranszendenz

Man darf von Krankheit nicht auf Mangel an Kreativität schließen. Die alte Persönlichkeit wird immer durchlässiger und filigraner. In den Bildern des späten Rembrand scheint das Kosmische hinter dem Vordergründigen durch. Das Lebenswerk wird in Gottes Hände gelegt.

Aus diesen Beispielen wurde in Skandinavien die Theorie von der Gerotranszendenz entwickelt. Danach können wir weit über unser Leben hinaus blicken. Jenseits der Todesangst leben wir in nachfolgenden Generationen weiter, indem wir etwas für die Nachfolgenden tun. Unsere Aufgabe ist es, in dieser Welt meinen Beitrag zu

leisten. Aufzunehmen sind dabei die Erkenntnisse vorheriger Generationen. Weiter zu geben ist das selbst Erfahrene an die Folgegenerationen.

Ältere können positiv auf Jüngere einwirken, wenn sie sich in die Jüngeren hinein versetzen. Patenschaften sind wichtig. Beziehungen zu Jüngeren werden im hohen Alter immer wichtiger. Ich werde oft gefragt: Soll bürgerschaftliches Engagement gleich nach der Pensionierung erfolgen? Es ist durchaus möglich, damit ein paar Jahre zu warten. Ich halte ein solches Engagement aber im hohen Alter für sehr wichtig. Die Endlichkeitserfahrung stößt im hohen Alter das Bedürfnis an, etwas an nachfolgende Generationen weiter zu geben. Wie die Medizin im Alter wichtig ist, ist es auch bedeutsam, etwas an Nachfolgende weiter zu geben.

Offenheit für Neues

Wichtig ist es, stets für Neues offen zu sein. Rigidität, nichts Neues mehr lernen zu wollen, nicht offen für Neues zu sein, lässt stagnieren, macht missmutig. Beim Lernen werden die Nervenzellen zu einem neuen Schaltnetzwerk zusammen geführt. Die DNA öffnet sich. Das ist für die weitere Fortentwicklung sehr wichtig. Es gilt, zu anderen freundschaftlich und für neue Wahrheiten offen zu sein. Dann entwickeln wir uns weiter, und das noch bis zum Lebensende hin. Selbst Sterbende zeigen noch eine große Offenheit. Güte, Gefasstheit und Abgeklärtheit stellen sich nicht von selbst ein. Wurden diese Tugenden erworben, rührt dies daher, dass die Persönlichkeit selbst bei Unglücksfällen offen blieb.

Der Mensch hat nicht nur Geist und Gefühle. Sondern er ist auch Träger einer Seele. „Meine Seele spannte weit ihre Flügel aus“, dichtete Eichendorff. Im hohen Alter tritt seelische Qualität noch einmal stärker in den Vordergrund. Die Seele beeindruckt uns gerade auch bei Dementen. Bei ihnen spielt sich im Inneren noch viel ab. Wir erkennen ihre Seele da in beme-

kenswerter Prägnanz. Selbst bei Sterbenden berührt uns die Seele ihrer Persönlichkeit tief.

In öffentliche Räume treten

Im hohen Alter wird das Leben sehr klar überblickt. Die Jugend wird als leicht erinnert. Im Erwachsenenalter hat man aus der Rückschau die eigenen Kräfte überschätzt. Man musste Entwicklungsgrenzen erfahren. Das alles wird im hohen Alter sehr klar wahrgenommen. Man lebt gleichsam bei Nacht, aber mit hellen Sternen. Das Leben liegt in Klarheit hinter uns. Noch immer sind aber Fortentwicklungen möglich. Wir müssen dazu jedoch in öffentliche Räume eintreten. Hannah Arendt bezeichnete es in ihrem Buch ‚Vita activa‘ als höchste Form menschlicher Tätigkeit, sich mit anderen auszutauschen. Dazu bedarf es öffentlicher Räume zur Begegnung mit anderen. Voraussetzung dafür, dass wir schöpferisch und kreativ sein können, sind Teilhabe, soziale Räume, Vereine, Verbände und Institutionen. Nur wenn wir in lebendigem Kontakt zu anderen Menschen stehen, werden wir schöpferisch tätig, ergreifen wir Initiativen.

Wir dürfen nicht im Privaten hängen bleiben, sondern wir müssen immer wieder in die Öffentlichkeit eintreten. Mit dem Rückzug ins Private tut man sich keinen Gefallen. Natürlich soll man sich im Alter auch ins Private zurück ziehen dürfen, aber dort darf man dann nicht hängen bleiben. Sich ganz in sich zurückziehen, das macht misstrauisch, aber nicht offen. Die Öffentlichkeit aber regt an, führt zur Weiterentwicklung. Die Singularisierung kann dann nicht mehr durchschlagen. Im öffentlichen Raum werden wir von anderen Menschen angenommen, und wir können uns weiter entwickeln. Zu schaffen sind Gelegenheitsstrukturen für Begegnungen, sonst spüren wir keine Entwicklungsimpulse mehr. Im öffentlichen Raum können wir Entwicklungsfortschritte machen.

Das Alter bietet große Möglichkeiten der Entwicklung von uns selbst durch Kontakte mit

anderen. Leben ist immer Selbstgestaltung bis ins hohe Alter, ja bis zum Eintritt des Todes. Dazu zu verhelfen, ist auch eine Aufgabe der Gemeinde. Werden solche Begegnungen geschaffen, kann sogar dem Tod getrost entgegen gelebt werden.

Der lustige Gott-Finder Von Hans Steinacker, Witten

Das Comeback eines skurrilen Kauz Gottes

Es wurde gemunkelt, dass der Londoner Exzentriker Gilbert Keith, bevor er seiner Sekretärin in den Stenoblock diktierte, mit seiner geliebten Zigarre ein Kreuz schlug. Schon vor seiner Hinwendung zur katholischen Kirche suchte der Fleet Street-Journalist den Beistand Gottes, wenn er sich auf sein weit gespanntes Feld als Zeitschriftengründer, Essayist und Romancier begab. Dass sein Gesamtwerk nun fast komplett den Weg in den deutschen Sprachraum geschafft hat, spricht für den Feuerkopf, der manch scharfes Florett für den geistigen Nahkampf schmiedete. Und das alles mit einem



G.K. Chesterton (1874 – 1936)
Foto: Wikipedia

Quäntchen Humor gewürzt, sodass Kafka beeindruckt feststellte:

„Chesterton ist so lustig, dass man fast glauben könnte, er habe Gott gefunden.“

Gold in der Gosse

Wir kennen die klassische Detektivgestalt Father Brown. Im Gleichschritt seines un-

verkennbaren Watschelgangs begibt er sich mit Regenschirm und Tabakpfeife auf die Spurensuche, um die kleinen und großen Gauner mit Witz und Spürsinn - nicht immer zur Freude des Ruheheischenden Bischofs - zu entlarven. Heinz Rühmann und Alec Guinness verleblichten dieses literarische Urgestein des fröhlich ermittelnden Gottesmannes in seiner demütigen Unverschämtheit. Die Profis von Scotland Yard werden vorgeführt, wenn sie trotz ihrer dickleibigen Ausbildungsmanuale und traditionellen Fahnungsraster letztlich immer wieder scheitern. Ihr falsches Bild vom angeblichen guten (und auch durch seine Natur endgültig festgelegten) Menschen lässt sie im wahrsten Sinne des Wortes uralt aussehen.

Colt mit Goldschnitt

Die zweitklassige Erscheinung des amateurdetektivischen Priesters, auf dessen schäbiger Soutane ein mondgesichtiger Kopf sitzt, kann nie umhin, kluge Fragen zu stellen. In seinem Herzen wachsen schlichte Einsichten, die aus der beschaulichen Lektüre des Breviers, sozusagen seinem Colt mit Goldschnitt, genährt werden. Diese heiter-verschrobene Kultfigur des Glaubens macht die doch immer wieder irritierende Grundwahrheit einsichtig, dass der Mensch in der Tat nicht so ist, wie er sein sollte oder wie man ihn gern hätte. Und auch, dass es eine nicht kalkulierbare Macht gibt, die mit dem unmodernen Begriff Gnade beschrieben werden kann. Auch in der Welt der stinknormalen Leute ist sie wirksam, um letztendlich jeden Strolch auf dieser Welt zu überführen und auch zu verändern.

Father Brown schnüffelt und ermittelt zur höheren Ehre seines Herren. Denn auch in der miefgeschwängerten viktorianischen Welt ist Gott nicht so ohne weiteres zu orten. Die Kriminalfälle können letztlich nur auf theologisch solidem Unterbau ihre Klärung finden: "Die christliche Theologie ist die einzige Lehre, die sich geweigert hat, am Menschen zu verzweifeln." Oder auch: "In einem Wirsing drängt alles dahin, einen guten Wirsing hervorzubringen; in einem Menschen

aber drängt nicht alles dahin, das hervorzu-
bringen, was man einen guten Menschen nennt."
Selbstbewußt formuliert Chesterton seine -
sagen wir mal - bibliothераpeutische Mission.

Verzeihen und Wiederherstellung des defekten
Menschen, nicht Festlegung auf Schuld und
Strafe des vom rechten Weg abgekommenen
Schäfleins, sind Schlußpunkt der Ermittlungs-
erfolge, von denen Chesterton mit paradoxem
Witz bis zu seinem Tod über 50 an der Zahl zu
Papier gebracht hat. Aber damit kein Missver-
ständnis entsteht: Die „Father Brown-Ge-
schichten“ sind weniger triviale Schmunzel-
Stories, sondern zeitkritische Deutungsstücke
unserer bizarren Gesellschaft.

Sabbat in der Anarchoszene

Gerade der immer wieder auch in Deutschland
veröffentlichte Roman „Der Mann der Donners-
tag war“ ist wohl sein berühmtestes Werk. Für
alle in die extreme Moderne taumelnden Zeit-
genossen ist es nachvollziehbar, wenn der Poli-
zist Syme in die Anarchisten-Szene einge-
schleust wird und es schafft, in dem sieben-
köpfigen Führungsgremium unter dem Deckna-
men „Donnerstag“ einen Sitz zu erringen. Zur
Tarnung tragen sie die Bezeichnungen der Wo-
chentage. Der eingeschleuste Bulle lebt in der
panischen Angst der Entdeckung, bis er mit
wachsener Verblüffung feststellt, dass mit
Ausnahme des Chefs „Sonntag“ alle Mitglieder
des Zentralkomitees eingeschlichene Sicher-
heitsbeamte sind, die nun ihren Boss als den
eigentlichen Anarchisten verfolgen.

Für Chesterton ist der Tatbestand der Anarchie
dann gegeben, wenn eine Gesellschaft es zu-
lässt, dass blasse Theorien sich absolut setzen
und den Bezug zum erfahrbaren realen Leben
und die menschliche Natur verlieren. Der große
Chef „Sonntag“ kann sich durch Tricks immer
wieder dem Zugriff seiner Fahnder entziehen, bis
sie schlussendlich ahnen, dass er mit dem
Polizeichef, der ihnen den Fahndungsauftrag

gab, identisch ist. - Gesellschaftskritik pur auf
dem Hintergrund einer großangelegten Realsatire
mit transzendenterm Fingerzeig!

Verständlich, dass der eloquente G.K.C., wie er
unter diesem Kürzel seiner Leserschaft allgemein
bekannt war, fast einen erotischen Reiz auf den
großen christlichen Apologeten und Schöpfer
des Narnia-Epos, C.S. Lewis (1898-1963), aus-
übte: „Einen Autor zu mögen ist vielleicht ein
ebenso unwillkürlicher und unwahrscheinlicher
Vorgang wie sich zu verlieben. Ich empfand den
‘Zauber’ der Güte, wie ein Mann den Zauber ei-
ner Frau empfindet, die er nicht zu heiraten be-
absichtigt. Chesterton war vernünftiger als alle
Modernen zusammen; abgesehen natürlich von
seinem Christentum.“

Auf seiner philosophischen Wüstenwanderung
vom Atheismus zu einem bekennenden Glauben
findet C.S. Lewis in Chestertons „Der unsterb-
liche Mensch“ zum ersten Mal nachvollziehbar
die christliche Schau der Geschichte dargestellt:
„War Jesus Christus, wenn er behauptete, der
Sohn Gottes zu sein, entweder ein Wahnsinniger
oder ein Gotteslästerer oder tatsächlich einer,
der die Wahrheit sagte? Waren die Evangelien
mehr als das große Pantheon mit seinen Mythen
und Opfergeschichten? ...Als ich Chesterton las,
hatte ich...keine Ahnung, worauf ich mich damit
einließ. Ein junger Mann, der Atheist zu bleiben
wünscht, kann nicht vorsichtig genug in seiner
Lektüre sein. Überall lauern Fallen...Gott ist,
wenn ich das sagen darf, sehr skrupellos.“

Chesterton macht das Utopische lesbar und die
tausend denkbaren Katastrophen unserer apoka-
lyptischen Internet-Kultur mit ihren zweifelhaften
Instant-Angeboten geistig erlebbar. Nicht zuletzt
auch deshalb, weil er nicht nur chestertonisch-
katholisch, sondern im wahrsten Sinne des Wor-
tes allgemein christlich dachte. Und das heißt für
ihn auch: "Seit die Menschen nicht mehr an Gott
glauben, glauben sie nicht etwa an nichts mehr,
sondern an alles".

Als literarisches Sahnehäubchen hat die von
Hans Magnus Enzenberger begründete noble

„Andere Bibliothek“, nachdem sie bereits die spritzigen Essay-Sammlungen „Orthodoxie“ und „Ketzer“ als geistige Salven wider die Nebelwerfer des Zeitgeistes ins Deutsche brachte, soeben „Die Paradoxe des Mr. Pond und andere Überraspanntheiten“ veröffentlicht. Es war Chestertons letzter literarischer Coup, der mit seiner diebischen Freude am Paradoxen und Surrealen ein Jahr nach seinem Tod veröffentlicht wurde. Auch wenn die Stories nicht theologisch durchwirkt sind, verführen sie als stilistische Kostproben, sich Chestertons Gesamtoeuvre zuzuwenden.

Die Werke des Gilbert Keith Chesterton, 394 Seiten, Ganzleinen, nummeriert und limitiert, Lesebändchen, 38,-- Euro

Ausländische Pflegedienste überprüft TÜV-Zertifikate für osteuropäische Pflegehilfe

Zufriedenheit wird fast schon garantiert: Als erste Vermittlungsagentur für häusliche Rund-um-die-Uhr-Betreuung ist die „Pflegeagentur 24“ mit dem TÜV-Siegel für zertifiziertes Qualitätsmanagement ausgezeichnet worden. Auftraggeber profitieren damit nicht mehr nur vom deutschlandweit präsenten Standortkonzept des deutschen Marktführers, sondern darüber hinaus von zertifizierten Vermittlungsabläufen, die allesamt auf höchste Kundenzufriedenheit ausgerichtet sind.

Die Qualität Ihrer Dienstleistung steht bei der „Pflegeagentur 24“ schon immer an oberster Stelle, erläutert Geschäftsführer Daniel Thein. Eindrucksvoll dokumentiert diesen hohen Anspruch nun auch die Zertifizierung nach der DIN EN ISO 9001 2008 durch den TÜV Nord. Im Zentrum steht hierbei die Etablierung eines

systematischen Qualitätsmanagements. Das entsprechende Zertifikat wurde am 2. Oktober 2013 durch die TÜV Nord Cert GmbH ausgestellt.

Gelebte Kundenorientierung

Ein halbes Jahr hat der Zertifizierungsprozess in Anspruch genommen. Die „Pflegeagentur 24“ hat ihn mit großem Erfolg durchlaufen, weil er von allen Beteiligten inhaltlich vollumfänglich mitgetragen wurde. Daniel Thein sieht das Engagement der Belegschaft bestätigt: Kundenorientierung ist bei uns gelebte Wirklichkeit und in den Herzen aller Mitarbeiter fest verankert. Unsere Kunden dürfen sich in Zukunft umso mehr auf eine konstant hohe Qualität verlassen.

Auch im Hinblick auf den Wachstumskurs, den deutschlandweiten Ausbau des Standortnetzes, ist das Qualitätsmanagement von Bedeutung. Es wird sicher stellen, dass Kunden in jeder Filiale und von jedem regionalen Ansprechpartner in gleicher Weise gut betreut und beraten werden.

Die „Pflegeagentur 24“ mit Sitz in Essen und inzwischen über drei Dutzend Filialen und regionalen Standorten ist Deutschlands Marktführer für Rund-um-die-Uhr-Betreuungsdienstleistungen im eigenen Zuhause. Kooperationspartner sind osteuropäische, insbesondere polnische Partnerunternehmen, die das bei ihnen angestellte Betreuungspersonal im Rahmen der EU-Dienstleistungsfreiheit nach Deutschland entsenden. Gerne werden auf Wunsch auch deutsche freiberufliche Pflegekräfte und Haushaltshilfen vermittelt. Als erster und bisher einziger Anbieter in seinem Marktsegment trägt die „Pflegeagentur 24“ das TÜV-Siegel für zertifiziertes Qualitätsmanagement.

Für Rückfragen: Pflegeagentur 24 GmbH,
Geschäftsführer Daniel Thein,
Max-Keith-Str. 42, 45136 Essen,
Tel.: 0201/240 538-0,
Mail: d.thein@pflegeagentur24.de ;
Internet: www.pflegeagentur24.de

Hilfe in der neuen Heimat Lob für Projekt der Diakonie Herzogtum Lauenburg

Das Projekt „Herzlich Willkommen im Kreis Herzogtum Lauenburg - Ankommen in Gudow“ des Diakonischen Werkes Herzogtum Lauenburg gewann den Preis „Innovatio 2013“. Die Mitarbeitenden des Projektes unterstützen seit drei Jahren Flüchtlinge und Asylsuchende in der Aufnahmestelle des Landes Schleswig-Holstein in Gudow.

Die Mitarbeitenden des Projektes helfen den Flüchtlingen, sich in der neuen Heimat zurechtzufinden. Jeder Flüchtling erhält ein Willkommenspäckchen mit mehrsprachigen Informationen und Hilfsadressen, Busfahrplänen und Spielsachen.

Es gibt kostenfreie Deutschkurse für die Erwachsenen und Nachhilfe für die Kinder. Sommerfeste, Ausflüge, Spielnachmittage sowie spezielle Angebote für Mütter und Kinder schaffen ungezwungene Begegnungsmöglichkeiten mit den Gudowern. Die Jugendarbeit und der Sportverein stehen den Flüchtlingen offen. Durch das Projekt ist es gelungen, die Dorfgemeinschaft für die Begegnung mit den Asylsuchenden zu motivieren, sie für fremde Kulturen zu interessieren und diese als Bereicherung zu erleben. Viele Gudower engagieren sich im Projekt und die Angebote werden gerne von den Asylsuchenden angenommen. Mittlerweile ist das Projekt weit über die Dorfgrenzen bekannt.

„Gerade für Menschen, die als Fremde nach Deutschland kommen, ist Begleitung und Unterstützung ausgesprochen wichtig“, betont Johannes Stockmeier, Präsident der Diakonie Deutschland. „Viele von ihnen haben Sprachprobleme und verfügen über kein eigenes soziales Netzwerk, das weiterhelfen könnte.“

Beeindruckend ist das Engagement der Projektmitarbeiter und der Gudower, die es möglich machen, dass sich Fremde in Deutschland willkommen fühlen“.

„Manche Menschen in Deutschland zeigen heftige Widerstände gegenüber Migranten. Mit dem prämierten Projekt werden Wege aufgezeigt, die Vorurteile und das Unwissen, die oft hinter solchen Widerständen liegen, aufzuarbeiten“, würdigt Caritas-Präsident Peter Neher in seiner Laudatio. „So wurde die Öffentlichkeit durch das Projekt darauf aufmerksam, dass für Asylbewerber keine Integrationskurse durch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge finanziert werden. Das hat dazu geführt, dass inzwischen Teile der Bevölkerung die Sprachkurse finanziell unterstützen“.

Der Sozialpreis „Innovatio“ wurde 2013 zum neunten Mal verliehen. Die zehn besten Projekte werden zur Preisverleihung nach Berlin eingeladen. Bewerben konnten sich Projekte aus Diakonie und Caritas, die sich drängender sozialer Probleme annehmen und innovative Lösungen entwickelt haben. Schirmherren sind die Präsidenten des Deutschen Caritasverbandes und der Diakonie Deutschland, Peter Neher und Johannes Stockmeier. Das Preisgeld in Höhe von insgesamt 22.000 Euro wird durch die Versicherer im Raum der Kirchen, Bruderhilfe, Pax und Familienfürsorge, gestiftet. Gefördert wird „Innovatio“ auch durch „Chrismon“ (Das evangelische Magazin) und durch die Bank im Bistum Essen.

Dass mir der Hund das
Liebste sei, sagst du,
o Mensch, sei Sünde?
Der Hund blieb mir im
Sturme treu, der Mensch
nicht mal im Winde.

Franz von Assisi

Noch viel auf dem Herzen haben

Tagung der Evangelischen Akademie Rheinland mit dem ESW Rheinland-Westfalen-Lippe

von Prof. Dr. Walter Neubauer,
Meckenheim

Wieviel Menschen beim Ruhestandseintritt noch auf dem Herzen haben, war Gegenstand einer Tagung in der Evangelischen Akademie Rheinland mit dem Evangelischen Seniorennetzwerk Rheinland-Westfalen-Lippe. Nach der Begrüßung durch Landespfarrer Peter Mörbel und Dr. Erika Neubauer folgte eine kurze Vorstellungsrunde der Teilnehmerschaft, die sich aus Frauen und Männern der Altersgruppen vor und nach dem Eintritt in den Ruhestand zusammensetzten.

Unter dem Thema „Hier stehe ich - ich kann auch anders“ wurden kreative Übungen zum gegenseitigen Kennenlernen durchgeführt, die von den Künstlerinnen Lisa Morfeld und Johanne Hendel angeleitet wurden. Die Übungen orientierten sich an den Leitfragen „Wo stehe ich jetzt? Was will ich im neuen Lebensabschnitt neu anfangen? Wo will ich hin? Wo will ich in fünf Jahren angekommen sein? Was will ich für mich? Was kann ich mit anderen tun? Was möchte ich für andere tun?“ In diesem Zusammenhang konnten sich die Teilnehmer und Teilnehmerinnen selbst als ganze Figur zeichnerisch darstellen und ihren Körperumriss bildnerisch oder textlich mit Inhalt füllen. Diese Übungen liefen parallel zu den nachfolgenden Veranstaltungen während der ganzen Tagung. Der Nachmittag endete dann mit Überlegungen zu den eigenen Wünschen und Zielen, nämlich „Visionen anderer wahrnehmen - eigene Visionen entwickeln“ und dem Austausch der Diskussionsergebnisse. Nach dem Abendessen erfreuten wir uns an den mitreißenden Rhythmen einer Gruppe von Roma-Musikern. Der nächste Tag brachte ein inhaltsreiches Impulsreferat zum Thema „Couch, Cabrio oder Keyword“ von Karin Nell, Evangelisches Zentrum für

Quartiersarbeit. Ausgehend vom Erfahrungswissen der Teilnehmerschaft zu den Fragen „Was waren wir als Kinder?“ und „Was war ich als Jugendlicher?“ wurden eine Reihe aktueller Ansätze und Modelle vorgestellt zu den folgenden vier Bereichen: Erstens der (Weiter-)Entwicklung und Innovation mit dem Entwickeln neuer Verantwortungsrollen, dem Planen und Realisieren eigener Projekte und dem Herstellen von Modelltransfer.

Zum zweiten Partizipation: Sich auf Augenhöhe begegnen und gemeinsam gestalten. Drittens neue Lernformen: Miteinander und voneinander lernen, Wissen vernetzen sowie schließlich viertens: Neue Entwicklungs- und Gestaltungsräume erschließen. Hierbei wurde auf neuere Befunde verwiesen, die dafür sprechen, dass Herzprobleme oft weniger durch Medikamente, sondern durch intensive persönliche Gespräche gelöst werden können. Typische Fragen dazu sind etwa „Was haben wir auf dem Herzen? Was belastet mich? Was tun wir dafür?“. Als praktisches Beispiel wurde dann von Dr. Ilse Preiss und Harald Gruber die Idee einer „Akademie zur Bewahrung fast vergessenen Wissens“ vorgestellt. Die Tagung endete am folgenden Tag mit einem Rundgespräch im Plenum, bei dem die Ergebnisse und Aussichten systematisch zusammengetragen wurden. Alle Teilnehmer brachten zum Ausdruck, dass sie durch die offenen Diskussionen der unterschiedlichen individuellen Biografien und Lebenserfahrungen viele Anregungen mit nach Hause nehmen.



Dr. Erika Neubauer und Peter Mörbel leiten die Tagung

Foto: Walter Neubauer

Herz zwischen Vater und Sohn

Aufruf des ESW-Bayern zu Generationengerechtigkeit

Alte Menschen sind zu einem in ihrer Zahl bedeutsamen, in ihren Fähigkeiten kompetenten und in ihren Erfahrungen reichen Teil der Bevölkerung geworden. In Gesellschaft wie Kirche stellt sich darum die Frage Altersgerechtigkeit und auch der Generationengerechtigkeit. Der Vorsitzende des seit 2006 bestehenden ESW-Bayern, Fritz Schroth, gibt in einem Memorandum für den bayerischen „Runden Tisch Generationengerechtigkeit“ von Landessynode und Landeskirchenrat, in dem auch das ESW-Bayern mitwirkt, wichtige Anhaltspunkte für das Verhältnis zwischen Alt und Jung, aus dem wir in Auszügen zitieren.

Gesellschaftliche Gestaltungsaufgaben stellen sich zunächst unabhängig vom Alter, auf allen Verantwortungsebenen, wo es einen Wechsel gibt. Sie stellen sich aber besonders beim Übergang von einer Generation zur nächsten. Ich frage: Gibt es nur gelingende Übergänge, wenn den Pfarrerinnen und Pfarrern im Übergang zum „Ruhestand“ geraten wird, wegzuziehen damit der Nachfolger sich entfalten kann? Müssen Pfarrerinnen und Pfarrer nicht nur lernen, wie man in das Amt hineinkommt und nicht auch, wie man wiederum in die zweite Reihe zurücktritt und seine Gaben unter einer anderen Führung wahrnehmen kann?

Hier kann das letzte Wort des Alten Testaments, Maleachi am Schluss, eine Hilfestellung geben. In diesem Text wird von der Generationengerechtigkeit, mit klar formulierten Folgen gesprochen: „Ich will das Herz der Väter zu den Söhnen bekehren; und das der Söhne zu den Vätern. Wenn das nicht geschieht, werde ich kommen und das Land mit dem Bann schlagen“.

Es geht um nichts weniger, als um gelingende Übergänge. Hier gibt es Sollbruchstellen, die sich verheerend auswirken können, wenn die Übergänge nicht gelingen. Das gilt beileibe nicht nur zwischen den Generationen, sondern auch wo es um Verantwortungsübergänge auf allen Ebenen geht. Im

Bibeltext des Maleachi bin ich über das starke Wort Bekehrung gestolpert. Warum wird von Bekehrung gesprochen? Nun, weil es nicht selbstverständlich ist, da jeder in seiner Altersstufe lebt, von der er sich nicht lösen kann, jedenfalls nicht automatisch. Es braucht die bewusste Zuwendung zueinander!

Was heißt das konkret für mich beim gelingenden Übergang, in meiner Verantwortung als Älterer: Der nächsten Generation Raum geben, dass sie in ihre Verantwortung hineinwachsen kann, die eine andere ist, als wir sie hatten. Schutzraum bieten, denn sie werden Fehler machen, wie wir auch. Vertrauen investieren.

Persönlich habe ich das als Aufgabenstellung erkannt. Dabei ist das nur der erste Teil der biblischen Weisung. Der zweite Teil, der nicht weniger wichtig ist und sich an die Jüngeren richtet (von Älteren aber nicht eingefordert werden kann), ist die Aufgabenstellung an die nachfolgende Generation: Nicht das „Ausschalten“ der Älteren, sondern das integrierende Miteinander ist das Gebot der Stunde. Eines ist sicher: Es braucht die gegenseitige Zuwendung zueinander, wenn es nicht negative ökonomische und ökologische Folgen haben soll. Dabei muss die innere Haltung vom Wesen der Generativität geprägt sein. Der Begriff stammt vom amerikanischen Psychologen Erik Erikson und meint jenes Verhalten, das der nächsten und der vorigen Generation dient und ihr hilft bei der Bewältigung ihrer Aufgaben. Wir brauchen also ein Zweifaches:

1. Generationengerechtigkeit. Der ursprünglich einmal geltende Generationenvertrag, nachdem die Jüngeren für die Älteren sorgen, trägt nicht mehr. Aus den Folgerungen stellt sich die Frage, welche Verantwortung übernimmt die ältere Generation für die kommenden Generationen? „Gott schickt nicht in Rente“, so eine Postkarte der EKD. Und ich füge hinzu: Christus hat nie gesagt, handelt bis zum Rentenbescheid und wartet auf den Tod, sondern handelt bis ich wiederkomme. Und: Solange ein Mensch gibt oder geben kann, ist er reich, weil er gebraucht wird. Erst vor einiger Zeit sah ich ein großes Wohnmobil, an dessen Heckseite eine Blechtafel angebracht war, mit dem Satz: „Wir verpassen das Erbe unserer Kinder und Enkel!“ Es war sicherlich lustig gemeint, dennoch bleibt ein fataler Nachgeschmack, fördert nicht das Miteinander der Generationen. Vor einigen Wochen wurde in Berlin eine Studie vorgestellt, wonach bis zu

50 Prozent der Erwachsenen mit einem kommenden Generationenkonflikt rechnen. Über 40 Prozent der Befragten waren der Ansicht, dass die Älteren auf Kosten der Jüngeren lebten. Die gegenseitigen Vorbehalte zwischen den Generationen sind offenbar keine Fiktion. Die Vorurteile gegen das Alter bestimmen, ob wir beim Alter vor allem den Verfallsprozess oder den Kompetenzzuwachs sehen und welche Rollen wir den Älteren zugestehen und zuweisen.



Von der Gesellschaft verabschiedet: Ein Globetrotter tuckert durch die Welt. Foto: Kurt Witterstätter

Die Frage der Generationengerechtigkeit ist aktueller denn je und braucht unsere Aufmerksamkeit, sowohl theologisch als auch praktisch. Dazu gehört die Erkenntnis, dass der sogenannte „Ruhestand“ keine Rest-Zeit des Lebens ist, sondern eine eigenständige längere Lebensphase; oft die längste zusammenhängende in der Biografie eines Menschen. Denn die Älteren haben ein Potential von Fähigkeiten, und gerade der Ruhestand eröffnet größere Möglichkeiten, als sie in der Berufs- und Familienphase möglich waren. Zur theologischen Sicht gehört: Gottes Verheißungen gelten auch für das Alter. Gottes Aufträge bleiben auch im Alter bestehen. Gerade Ältere haben spezielle Aufgaben zur Generationengerechtigkeit. Sie sind die Brückengeneration, die ein Schutzraum für die kommenden Generationen sein kann. Was ist aber gerecht? Es ist ein schwieriger Begriff, wobei aber mit Franz Peschke gilt: Die Gerechtigkeit lebt vom Vergleich, die Liebe von der Einmaligkeit. Der Heidelberger Gerontologe Andreas Kruse hält mehr Beziehungen zwischen jungen und alten Menschen für notwendig: Senioren brauchen den Kontakt zur jüngeren Generation,

sonst sterben sie den sozialen Tod, warnte er jüngst.

Vielleicht kommen beim sinnhaften Älterwerden auch Stolpersteine zum Vorschein:

„Erwachsene sind lernfähig, aber unbelehrbar“, heißt es zuweilen. Genießbar bleiben ist angesagt. Altern macht dann Sinn, wenn wir für die nachfolgenden Generationen genießbar bleiben. Nicht rechthaberisch werden. Nicht ständig auf Negatives fixiert sein. Ein solches Verhalten wirkt nicht anziehend auf andere, weder auf Gleichaltrige, noch mitten in Welt. Altern muss Sinn machen. Es macht Sinn, vor allem dann, wenn Ältere, die 'Zeitkapitalisten', Vordenker derer sind, die schon mangels Zeit dafür keine Zeit haben. Aber alles Vordenken für die kommenden Generationen kann nur dann gelingen und wird nur segensreich, wenn es aus einer Haltung der Wertschätzung geschieht und frei ist von jeder Überheblichkeit. Eine solche Haltung würde nur Widerspruch erzeugen.

2. Altersgerechtigkeit. Die Gesellschaft hat die Aufgabe, die Älteren mit ihren Gaben und Fähigkeiten zu integrieren. Es gilt: Wer dem Alter nichts zutraut, kann von den Älteren auch nichts erwarten. Eine Altersgerechtigkeit nimmt sich der Kompetenzen der Älteren in Ihrer Lebensrealität an, sie fördert ihre soziale Integration und den Sinn im Alter. Dabei folgt sie einer Grunderkenntnis, wonach alle Gaben und Fähigkeiten, die der Körper nicht mehr einsetzt, in kurzer Zeit abgebaut werden. Das heißt aber auch für die Älteren, agil zu bleiben. Dann ist die Lebenserwartung am höchsten. Zur Altersgerechtigkeit gehört aber auch, solange als möglich zu Hause wohnen zu bleiben. Am besten in ländlichen Räumen, im Betreuten Wohnen, da hier die Mitmachmöglichkeiten und die Selbstversorgung besser möglich sind, als in Ballungsräumen mit Vereinsamungsgefahr. Zur Altersgerechtigkeit gehört es auch, jeglicher Diskriminierung von Älteren aktiv zu begegnen. Dagegen muss gelten: „In der Kirche hat jedes Alter Zukunft“, wie es auf einer EKD-Postkarte heißt.

Zur Altersgerechtigkeit gehört nicht zuletzt die Frage der Verkündigung des Evangeliums. In der Verkündigung haben wir die große konkurrenzlose Chance, auf die Wertefragen des Lebens Antworten zu geben. Darum: Wie müssen Ältere, Alte und Hochbetagte angesprochen werden, damit sie vom Evangelium in ihrer Lebenswirklichkeit erreicht werden, deren

Lebensfurchen tief eingegraben sind? Braucht es nicht eine Verkündigung, die Horizonte im Alter öffnet, eine Verkündigung, damit die Hörenden sich den unbewältigten Lebensfragen stellen können? Billiger Trost ist nicht gefragt. Nicht zuletzt braucht es eine Verkündigung, die zum Danken für alles Empfangene im Leben führt und eine Vorfreude auf Gottes Ewigkeit weckt; denn „wir haben hier keine bleibende Stadt“.

3. Impulse. Die Aufgabenstellung ist durch das zuvor Gesagte, klar beschrieben. Zur Inspiration gehört aber auch die entsprechende Institution, damit es zur Entfaltung kommen kann. Das hat der Runde Tisch Generationengerechtigkeit, der zwischen Landessynode und Landeskirchenrat vor zwei Jahren eingerichtet wurde, auch erkannt. Hier ist das ESW-Bayern, das 2006 ins Leben gerufen wurde, ein wichtiger Ansprechpartner. In den letzten zwei Jahren gab es einen intensiven Konsultationsprozess, der zu einer Klärung der Aufgabenstellung führte. Das ESW-Bayern verfolgt den Aufbau einer Kontakt- und Informationsstelle, die Wahrnehmung der Lebenslagen und Bedürfnisse älterer Menschen, will Impulse an kirchliche und soziale Einrichtungen im Netzwerk geben und zu entsprechendem Handeln auffordern, sowie auf der Grundlage der biblischen Botschaft Orientierung für Glauben und Leben auch angesichts der Endlichkeit des Lebens vermitteln. Der neue Weg wurde in Zusammenarbeit mit dem Amt für Gemeindedienst und dem Diakonischen Werk Bayern beschritten. Es ist ein sehr gutes Beispiel gelingender und fruchtbarer Zusammenarbeit zwischen Hauptamtlichen in den Diensten und Institutionen sowie zwischen Ehrenamtlichen aus den Gemeinden.

Ein weiteres Ziel ist es, ältere Ehrenamtliche zur Mitarbeit im ESW-Bayern zu gewinnen, ob in einem Freundeskreis oder als Gruppe vor Ort. Es geht nicht darum, sie aus ihren Gemeinden herauszuholen, sondern sich an ihrem Ort zusammen zu schließen, sich persönlich über die sie bewegenden Fragen auszutauschen und Verantwortung vor Ort im diakonisch-sozialen Bereich, in der Gemeinde, oder an anderer Stelle zu übernehmen. Ziel muss es sein, ein selbstverwaltetes, selbstfinanziertes Evangelisches Seniorenwerk in Bayern zu werden, das mit den Werken und Diensten sowie in den Gemeinden vor Ort die Aufgaben der Zukunft entdeckt und annimmt. Dabei muss die innere Haltung vom Wesen der Generativität geprägt sein.

Langer Pfälzer Atem ESW-Pfalz feiert Zwanzigjähriges

Als freudige Festveranstaltung begeht das ESW-Pfalz in diesem Sommer bei den Diakonissen Speyer-Mannheim sein 20jähriges Bestehen. Der Rückblick gilt den Aktionen der pfälzischen Brotzeit-Gruppen unter Führung des ESW-Landesvorsitzenden Dekan Berthold Gscheidle, vielen einkehrhaften Besinnungstagen, aber auch gewinnbringenden Ausflugsfahrten. Daran knüpft die Geschäftsführerin Marion Wagner des ESW-Pfalz derzeit an.

Vor allem das einst von Frieder Theysohn initiierte „Diakonische Jahr mit 60“ soll auf eine neue Grundlage gestellt werden und auf die Freiwilligen „vor und nach 60“ bezogen werden. Gespräche werden geführt mit der Qualifizierungsinitiative „Projekt Ehrenamt“ der Evangelischen Kirche der Pfalz. Landesdiakoniepfarrer Albrecht Bähr nimmt sich der neuen Vorhaben an, um sie mit der Arbeit des Diakonischen Werkes abzustimmen und zu koordinieren. Gemeinsam mit Hauptamtlichen im kirchlichen Bereich könnten Ehrenamtler in einem fest umrissenen Bereich möglichst angebunden an diakonische Einrichtungen tätig werden. Sie sollten dafür zuvor besonders qualifiziert werden. So zeigt sich in diesen Überlegungen ein langer Pfälzer Atem.



Vor der Neuausrichtung des „Diakonischen Jahres mit 60“: ESW-Pfalz informiert mit Luise Friebe beim Ehrenamtstag Rheinland-Pfalz.
Foto: Kurt Witterstätter

Über die Festveranstaltung zum zwanzigjährigen Bestehen des ESW-Pfalz in der Diakonissenanstalt Speyer werden wir noch berichten. Oberkirchenrat Manfred Sutter leitete den Festgottesdienst. Anstaltsleiter Dr. Werner Schwartz sprach ein Grußwort. Den Festvortrag hielt Kirchenpräsident i. R. Eberhard Cherdron.

Auch für die zweite Jahreshälfte 2014 plant das ESW-Pfalz noch Aktivitäten. „Auf den Spuren des Ursinus Zacharias“ wandelt am Freitag, 12. September, nachmittags Pfarrer Michael Landgraf mit den ESW-Mitgliedern im Bibelhaus/Religionspädagogisches Zentrum in Neustadt/Weinstrasse, Stiftstrasse 23. Zacharias Ursinus gilt als evangelischer Reformationstheologe mit engen Beziehungen zu Melancthon, aber auch zu den reformierten Persönlichkeiten Calvin und Zwingli. Auf ihn gehen der 450jährige, unierte kurpfälzische Heidelberger Katechismus sowie die Tatsache zurück, dass die Evangelische Kirche der Pfalz seit 1818 Lutheraner und Reformierte vereint.

Traditionell trifft sich das ESW-Pfalz an Buß- und Betttag, diesmal am Mittwoch, 19. November 2014, zu einem Einkehr- und Besinnungstag in Kaiserslautern. Verbunden ist der Gedenktag mit der Mitgliederversammlung des ESW-Pfalz mit Vorstandswahlen und Entlastungen.

Trost und Tatkraft ESW-Pfalz tagt zu Inklusion und Katechismus-Jubiläum

Tröstung ist in der Hospizarbeit, aber auch im Umgang mit Kindern wichtig, stellten die Mitglieder des Evangelischen Seniorenwerks ESW Pfalz bei ihrer Tagung in der Pauluskirche Kaiserslautern fest. Oberkirchenrat i. R. Dr. Klaus Bümlein referierte in der vom ESW-Pfalz-Vorsitzenden Dekan Berthold Gscheidle moderierten Versammlung zum 450jährigen Jubiläum des Heidelberger Katechismus. Trost und Dankbarkeit sind für ihn dessen zentrale Anliegen. Trost verfolgt beim Angesprochenen das Ziel, dass er erleichtert werde. Aus der getrosten Gewissheit, Christi eigen und damit aus Teufelsgehalt erlöst zu sein, fließt die Dankbarkeit, nach Gottes Willen zu leben und mit ihm im Gebet vereint zu

sein. Seine Gebote zu befolgen bedeutet für Dr. Bümlein zugleich, unsere Lebensregeln einzuhalten.

Zur inklusiven Gemeinkultur referierte bei der ESW-Tagung Behindertenseelsorger Pfarrer Thomas Jakubowski. Er forderte, das Miteinander aller demografiefest zu organisieren. Diese Inklusionsforderung betrifft alle Gruppen von Familien mit kleinen Kindern über kranke und behinderte Menschen bis zu den alten Mitbürgern. Mit dem universellen Design für eine erleichterte Zugänglichkeit wird die Behindertenkonvention der Vereinten Nationen auch auf den kirchlichen Bereich herunter gebrochen. Hier gelte es nicht nur für barrierefreie Zugänge sowie für leicht lesbare Lied- und Text-Blätter zu sorgen. Man müsse vielmehr auch für eine sinnorientierte Liturgie, für ein flexibles Lichtmanagement und für niederschwellige Begleitdienste sorgen. Um vieles muss nach Ansicht Jakubowskis lange gekämpft werden.

Bereits heute müssten für künftige behinderte alte Mitchristen diakonische Integrationshilfen mobilisiert werden. Hierzu zählen nach einer neuen Din-Norm qualitätsorientierte Begleit-, Einkaufs-, Fahr-, Boten- und Urlaubs-Dienste, die Vermittlung von professionellen und an ehrenamtliche Dienstleister, die Art der Abrechnung, Wohnservice, Schlüsselmanagement und das Abrechnungssystem (DIN SPEC 91300-2.2012-12).

Die ESW-Mitglieder brachten im Beisein von Geschäftsführerin Marion Wagner viele Fragen und Beispiele aus ihrer tatkräftigen Alltagspraxis in die Diskussion in der Pauluskirche ein. Es wurde berichtet, dass mit den Gemeindediensten, den Pflegepunkten und den ökumenischen Sozialstationen viele konstruktive Lösungen möglich seien.



Pfarrer Thomas Jakubowski referiert; links die neue ESW-Geschäftsführerin Dipl.-Religionspädagogin Marion Wagner.
Foto: Kurt Witterstätter

Begleitung in die Zukunft ESF-Tagung im September in Kassel

Zu einem weiteren ganztägigen Multiplikatoren-Seminar lädt das Evangelische Seniorenforum ESF im ESW zum Thema „Unsere Zukunft: Leben und Sterben. Begleitung in der letzten Lebensphase“ ein zu Mittwoch, 10. September 2014, 10 bis 17 Uhr, nach Kassel. Die von Liesel Pohl geleitete Tagung findet in der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Kassel-Möncheberg, Mönchebergstrasse 10, statt (Straßenbahnlinien 3 und 7, Haltestelle Katzen-sprung). Das Hauptreferat hält Hospiz-Leiterin Rechtsanwältin Christa Jödt; die Arbeitsgruppen werden von Doris Franz, Peter Krachelitz und Pastor Norbert Giebel geleitet. ESW-Vorsitzender Elimar Brandt stellt die Verbindungen zum ESW her und hält die Bibelarbeit. Der Teilnahmebeitrag liegt bei 23,-- Euro (zuzüglich 5,-- Euro für die Mittags-speise). Anmeldungen über Evemarie Stephan-Ambacher, Hilgershäuser Weg 33a, 34212 Melsungen.

Brotzeit-Gruppe in Aktion Weiterarbeit am Thema „Anders wachsen“

Im Zinzendorf-Haus in Neudietendorf/Thüringen fand die diesjährige Tagung der Brotzeit-Gruppe des Evangelischen Seniorenwerks ESW statt. Das Thema „Anders wachsen – für eine umfassende neue Wirtschaftsordnung“ sollte möglichst in Eigenbeteiligung vertieft werden. Auch sollte die weitere Zukunft der Brotzeit-Arbeit bedacht werden.

Referentin Christine Müller von der Arbeitsstelle „Eine Welt – anders Wachsen“ der evangelisch-lutherischen Landeskirche Sachsen führte methodisch mit verschiedenen Übungen in die Thematik ein, die alle 23 Teilnehmenden, darunter auch neue Brotzeit-Freunde, buchstäblich in Bewegung brachte. Denn auch die Kirche selbst müsse sich die

Thematik verinnerlichen. Vorhandenes Wissen war in einem Quiz zu aktualisieren, zu Thesen war Position zu beziehen.

Elisabeth Heinecke vom Evangelischen Seniorenwerk ESW lud dazu ein, über Bedingungen nachzudenken, die persönliches Wachstum fördern oder behindern. In kleinen Gruppen wurde gefragt, was es bedeutet, in der jetzigen Lebensphase „anders zu wachsen“. In der Andacht der ESW-Gruppe Pfalz mit Erlebnissen vom Weltkriegsende 1945 sprach Klaus Dieter Härtel von den biblischen Friedensvisionen in Micha 4,3 und Jesaja 2,4 und fragte, wie wir Christen uns heute verhalten können.



Die ESW-Brotzeit-Gruppe Pfalz gestaltet die Bibelarbeit im Zinzendorf-Haus
Foto: Elisabeth Heinecke

Ein weiterer Schwerpunkt galt der konkreten Strategie der neuen Ökonomie mit naturverträglicher Lebensweise. Der Begriff „Transformation“ wurde beschrieben als schrittweiser Prozess des Ausstiegs aus der Warengesellschaft. Er sei zu erproben ohne zu resignieren; man müsse „dran bleiben“. Ausdruck fanden diese Überlegungen in Briefen an die Teilnehmenden selbst, ihre Kinder und Enkel, an ihre Kirchengemeinde und an ihre Kirchenleitung, die bei der Tagung formuliert und vorgelesen wurden.

Was ist wichtig?

Auch die Zukunft der ESW-Brotzeit-Gruppen war im Blick. Mehrere Teilnehmende gaben persönliche Statements zu den drei Fragen ab: Wie habe ich Brotzeit erlebt? Was sollte Brotzeit weiter verfolgen?

Und: Was ist mir wichtig für die Zukunft der Brotzeit?

Hier erinnerte Wolfgang Mai an den ersten Aufruf des früheren ESW-Vorsitzenden Frieder Theysohn, der Menschen im dritten Lebensalter für die Arbeit von Brot für die Welt gewinnen wollte sowie an die Einberufung eines Beirates durch Martin Herrbruck und die von ihm vorbereiteten Jahrestagungen. Mai fragte: Finden wir Themen und Projekte, die Jüngere ansprechen? Das Thema „Wachstum“ beschäftigt uns, wir machen uns kundig in Sachen Transformation, Friedensinitiativen, gegen Rüstungswahnsinn.

Volker Oehme war über Martin Herrbruck zu Brotzeit gekommen. Inzwischen schätzt er den lebhaften Austausch auch zwischen Ost und West. Er fragt: Wo setzen wir unsere Kraft ein, wie weit reicht sie? Die kleine Gruppe in und um Dresden wurde ihm immer wichtiger. Bei Überdosis an thematischer Arbeit droht Mutlosigkeit. Gerne macht man mal einen Ausflug, aber das Thema sollte Vorrang haben.

Annemarie Theysohn hat „Brot für die Welt“ seit 54 Jahren begleitet und sieht: Wir haben etwas erreicht,



Fantasie wurde frei gesetzt, und die Gemeinden haben es verstanden. Frieder Theysohn wollte mit „Brotzeit“ die ermüdete Aktivität für „Brot für die Welt“ beleben. Themen waren fairer Handel und gerechte Beziehungen zu Kleinbauern. Durch Einbindung ins Evangelische Seniorenwerk wurden vergleichbare Projekte gegründet, so mit Ärzten die Sprechzeit, mit Theologen und Psychologen die Biographiearbeit „Lebenszeit“. Den Menschen sollte im ESW eine Aufgabe angeboten werden.

Für Hans Stapperfenne war es immer von Interesse, den Ruhestand mit Themen kreativer Unruhe zu verknüpfen. Evangelisch leben ist nicht nur Mission und Nächstenliebe, sondern bedeutet auch die Aufgabe, gegen Unrecht aktiv zu werden. Brot für die Welt war nicht nur im Berufsleben ständiger Partner, sondern ist es auch jetzt im Ruhestand. Wichtig sind Stapperfenne die Begegnungen zwischen Ost und West. Er erinnert an die Berliner Tagung 2008 mit dem Zille-Projekt. „Brotzeit“ habe etwas mit uns gemacht. Erinnert sei an das Mutmachgeschichten-Buch.

Aus dem Evangelischen Seniorenwerk berichtete Elisabeth Heinecke aus ihrer Sicht als Mitglied. So stehe die Mitgliederversammlung in Eisenach an. Im Herbst fänden die Tagung des Evangelischen Seniorenforums ESF im ESW zum Thema „Sterben und Begleiten in der letzten Lebensphase“ statt und eine Pilgerfahrt zum Thema „Ein feste Burg ist unser Gott“. 2015 wird das ESW am Deutschen Seniorentag in Frankfurt mitwirken. Auch von einem Vorschlag der stellvertretenden ESW-Vorsitzenden Dr. Erika Neubauer wurde berichtet, „Brotzeit“ als ein interessantes Modell in Nordrhein-Westfalen vorzustellen, wo es regional ein Seniorennetzwerk im ESW gibt.

In Kleingruppen tauschten sich die Teilnehmenden zum Entwurf eines Flyers über die Brotzeit-Arbeit aus. Im geselligen Teil stellten Teilnehmende ein Buch vor, das sie in letzter Zeit zum Thema der Tagung berührt hat, andere trugen fantasievolle Geschichten über „Brot für die Welt“ für Kinder sowie Texte zum Nachdenken vor. In ihrer Bibelarbeit deutete Sabine von Barga das Buch Hiob vor dem Hintergrund gewaltiger sozialer Verschiebungen: Hiob steht für Israel, der Satan als „Hinderer“ für die fremden Machtverhältnisse, die Israel zerstören wollen. Aber Hiob bleibe standhaft und lässt sich Gott nicht nehmen. Für uns bedeutet es, sich den zerstörerischen Verhältnissen zu verweigern.

Die teilnehmenden Gruppen berichteten aus den Regionen Berlin, Pfalz, Meerbusch, Nürnberg und Sachsen. Meist gibt es vor Ort regelmäßige, meist monatliche Treffen zu Themen, gemeinsame Ausflüge, Projekte und Aktionen. Sabine von Barga vom EWDE teilte mit, dass die Aktion „Brot für die Welt“ beim Katholikentag in Regensburg mitwirkt und lud zur Teilnahme bei der Erntedank-Aktion 2014 in und um Berlin ein.

Jahrestagung 2015 in Berlin

Die Jahrestagung 2015 der ESW-Brotzeitgruppe soll in Berlin in der Diakoniestiftung Lazarus beim Nordbahnhof entweder vom 14. bis 16.4.2015 oder vom 21. bis 23.4.2015 stattfinden. – Zur Weiterarbeit am diesjährigen Thema „Anders wachsen“ wurde verwiesen auf die von Fairbindung e.V. herausgegebene Schrift „Endlich Wachstum: Wirtschaftswachstum - Grenzen – Alternativen. Materialien für die Bildungsarbeit“, beziehbar über das Portal: www.endlich-wachstum.de

Auf den Spuren Luthers Pilger-Wandern mit dem ESW

Unter dem Motto „Ein feste Burg ist unser Gott“ lädt das Evangelische Seniorenwerk ESW von Montag, 29. September (12 Uhr), bis Donnerstag, 2. Oktober (15 Uhr), zu Pilgerwanderungen um die Wartburg Eisenach für Ältere (55 +) auf den Spuren Martin Luthers ein. Ausgangsort der Wanderungen ist die Stadt Eisenach. Martin Luther war mehrfach in seinem Leben dort. Als Schüler hat er die damalige Lateinschule besucht und als Kurrende-Sänger sein geringes Salär aufge bessert. 1521 wurde er auf seiner Rückreise vom Reichstag zu Worms in der Nähe von Eisenach „überfallen“ und auf der Wartburg festgesetzt. Dort übersetzte er in nur sechs Wochen das ganze Neue Testament. Luther war gern in Eisenach und nannte sie „meine liebe Stadt“.

Die Pilgerwanderungen und Erkundungen des ESW führen zu authentischen Lutherorten in der Wartburgregion: Zum Ort von Überfall und der Entführung im Glasbachgrund bei Steinbach, nach Möhra, dem Stammort der Familie Luther, nach Eisenach und zur Wartburg.

Geführt wird die Wandergruppe von Pfarrer Dr. Manfred Gerland, über den auch die Anmeldung erfolgen kann.

Das Programm der Wandertage enthält eine Stadtführung durch Luthers „liebe Stadt“ Eisenach, Pilgerwanderungen von etwa 12 Kilometern mit

spirituellen Impulsen, Andachten, historische und theologische Informationen, Begegnungen und Gespräche, Erläuterungen zu Martin Luther und Johann Sebastian Bach im Bachmuseum Eisenach sowie einen Besuch der Wartburg mit Gottesdienst.

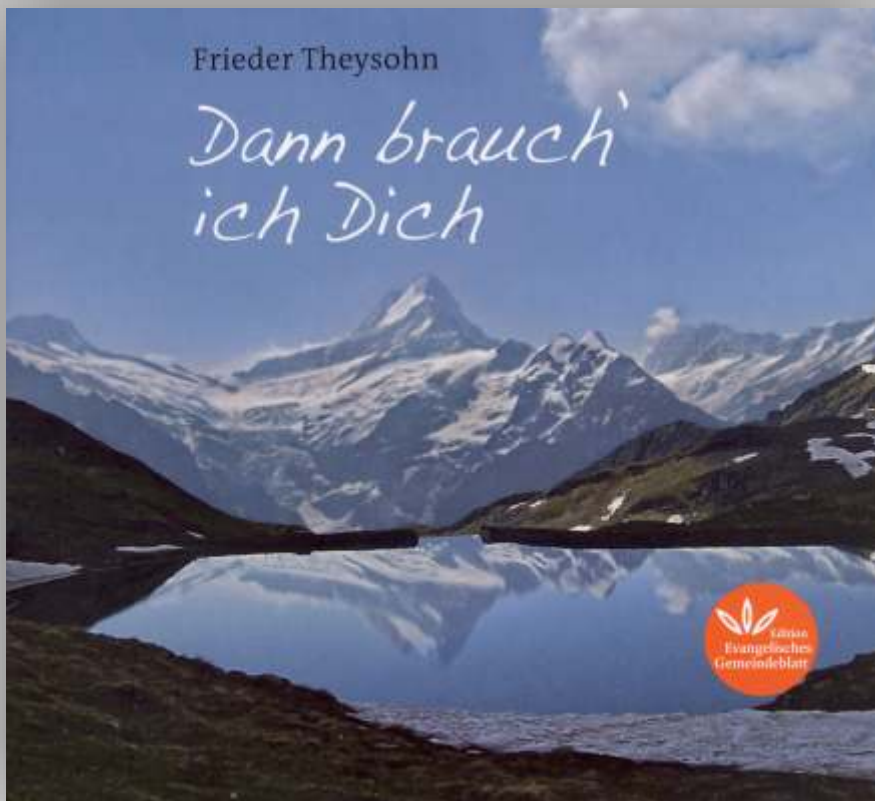
Die Unterkunft erfolgt im Vier-Sterne-Hotel Glockenhof Eisenach in Doppel- oder Einzelzimmern. Bei Teilnahme an den Wanderungen sollte eine Kondition für rund 12 Kilometer tägliches Wandern mitgebracht werden. Die Teilnehmerzahl ist auf 12 bis 30 Personen begrenzt. Im Teilnahmepreis von 250,-- Euro sind eingeschlossen Übernachtung im Doppelzimmer (Einzelzimmer-Zuschlag 50 Euro mit Frühstück, Parkplatz am Hotel, Reiseleitung, Eintrittspreise, Stadtführungsgebühr und Buskosten vor Ort.

Die Anmeldung soll bis 24. Juli 2014 erfolgen über Pfarrer Dr. Manfred Gerland,
Goldbergstr.3, 37293 Herleshausen,
Tel.: 05654.923888,
Mail: manfred.gerland@ekkw.de .
Weitere Informationen über
www.kloster.germerode.de



Die Wartburg bei Eisenach

Foto: Wikipedia



*Frieder Theysohn. Dann brauche ich Dich.
Gedichte aus dem Krankenbett 2007.*

*Edition Evangelisches Gemeindeblatt, Verlag und Buchhandlung
der Evangelischen Gesellschaft. Neuauflage Stuttgart 2012.
ISBN 978-3-920 207-74-2 Preis 6,95 Euro*

Drei Jahre nach seinem Tode wurde ein Wunsch von Frieder Theysohn, erfüllt, Gedichte, die er während seiner letzten Krankenzeit geschrieben hat, zusammen mit Fotos zu veröffentlichen.

Frieder Theysohn hatte auch eine musische Seite. Er hat komponiert und Gedichte hat er auch schon früher veröffentlicht. In seinem Vorwort bringt Kirchenpräsident Schad auf den Punkt, aus welcher Quelle das gleichermaßen engagierte wie gewinnende und einnehmende Wesen von Frieder Theysohn entspringt: „Sich der harten Wirklichkeit des Todes zu stellen, aber ihr nicht den Sieg, nicht den Triumph des letzten Wortes zu gönnen, das hat das Leben von Frieder Theysohn geprägt.“ Seine Gedichte muten an wie so viele Transparente, durch die diese Überzeugung immer wieder durchscheint, auch wenn seine Freude an der Beobachtung und seine Lust sich auf Abenteuerreisen einzulassen unübersehbar ist.

Eine erste Auflage der Gedichte erschien am 16. Dezember 2011 im Eigenverlag des Evangelische Seniorenwerkes (ESW). Diese Auflage war innerhalb weniger Wochen vergriffen, sodass sich dankenswerter Weise ein Verlag (s.o.) zu einer unveränderten Neuauflage dieser Schrift entschloss, die dann im September 2012 mit Unterstützung von Kirche und Diakonie der Pfalz erschien. Das Format passt in jede Handtasche. Die Farbgebung hat sich nochmals zu ihrem Vorteil verändert Die Neufolge ist jederzeit über den Buchhandel zu beziehen".

Herausgeber:
EVANGELISCHES
SENIORENWERK -
Bundesverband für
Frauen und Männer im
Ruhestand e.V.

Vorsitz:
Mag. theol. Elimar Brandt,
Gaudystr. 24, 10437 Berlin,
Tel. 030 44057203,
e-Mail: eb@elimar-brandt.de

Redaktion:
Prof. Kurt Witterstätter,
Alfred-Delp-Str. 1, 67346
Speyer -V.i.S.d.PR-
Tel.: 06232 3793, e-Mail:
Kurt.Witterstaetter@
t-online.de

Layout und Satz:
Manfred Storck,
Virchowstr. 14, 67063
Ludwigshafen
Tel.: 0621 523754
Fax: 0621 62900160
e-Mail:
Manfred.Storck@t-online.de

Zuschriften, Druckvorlagen
und Fotos werden an die
Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die
ESW-Info 2-2014 ist der
1. November 2014

Ständige Mitarbeiter:
Ingrid Bader, Ludwigshafen;
Druck: DW-Druckerei,
Filderstadt.

Der ESW-Informationsbrief
erscheint mehrmals jährlich.
Der Bezugspreis wird durch
den Mitgliedsbeitrag abge-
golt.

Nachdruck gestattet, Beleg-
exemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle
im Diakonischen Werk DWBO
Paulsenstraße 55/56
12163 Berlin
Postfach 33 20 14
14180 Berlin
Telefon: 030 44057203
www.evangelisches-seniorenwerk.de

Bankverbindung:
Evang. Kreditgenossenschaft Kassel (EKK)
IBAN: DE27520604100000002623
BIC: GENODEF1EK1

